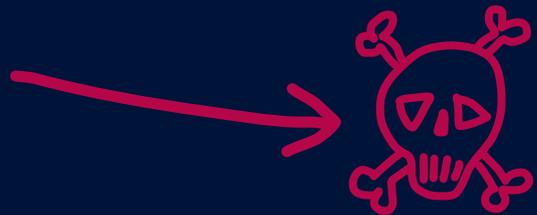


Nach
 Corona

darf es so



NICHT

weitergehen !!

Wie mehr Naturschutz uns helfen könnte,
weitere Pandemien zu verhindern.

Eins vorab



TEXT MORSSAL ABER FOTO DANIELA ARNDT

Liebe Leser*innen,
Mehr als ein Jahr ist das neuartige Coronavirus schon unter uns und wir nähern uns mit Hoffnung dem Ende der Pandemie. Meine eigene Erkrankung ist mittlerweile ein halbes Jahr her. Ich geb's zu: Anfangs war ich skeptisch gegenüber dem Impfstoff. Leider gehörte ich aber nicht zu den Glücklichen, die Covid ohne Symptome überstanden haben.

Ich habe zwar weder an Geschmacks- noch Geruchsverlust gelitten, lag aber tagelang im Bett und konnte mich vor Knochen- und Gelenkschmerzen kaum bewegen. Also lasse ich mich auf jeden Fall impfen.

Damit ist es aber nicht getan: Wir müssen uns die Frage stellen, wie wir Pandemien in Zukunft verhindern können. Wir erinnern uns an die Bilder von engen Gassen mit Menschenmassen und Tierkäfigen in Wuhan. Dort soll der Auslöser des Virus geschlummert haben. Als sicher gilt, dass dort eines der ersten Superspreader-Events stattgefunden hat. In jedem Fall zeigen uns die Wildtiermärkte, was grundlegend falsch läuft: Wir kommen den Tieren, nicht nur auf solchen Märkten, viel zu nah. Wir dringen in ihre Lebensräume ein und treten in Kontakt mit bislang unbekanntem Krankheitserregern, die für die nächste Pandemie sorgen könnten.

Unser Autor Daniel Rebstock fordert in seinem Essay ab Seite 26 mehr Naturschutz, um uns vor zukünftigen Pandemien zu schützen. Außerdem erfährt ihr in unserem neuen Heft, warum Menschen stottern (S. 25), wie wir den Müll auf den Straßen bekämpfen (S. 16) und warum Zirkusse jetzt noch stärker bedroht sind als vor der Pandemie (S. 20).

Viel Spaß beim Lesen!

Morssal

Jonas Thiel verlässt sich nicht auf sein Gefühl oder traditionelle Bauernregeln. Der Landwirt bringt moderne Technologie in seinen Beruf. Mit Drohne und Computer im Traktor bestellt er seine Felder.

6



20 Der Wanderzirkus Verona ist gestrandet – irgendwo in Hagen. Seit über 14 Monaten darf Familie Tränkler nicht auftreten. Grund ist die Pandemie. Für den Zirkus ist das ein Desaster. Und trotzdem muss es weitergehen.

26

Der Vogel sieht aber schön aus. Kann man den auch essen? Besser nicht. Allzu oft greift der Mensch auch für Nahrung zu weit in die Natur ein. Warum das Pandemien begünstigt – ein Essay.

Inhalt



4 **MOMENTE**
Wenn Mama nichts eingetupert hat

6 **WAS DER BAUER NICHT SCANNT**
Landwirt Jonas Thiel digitalisiert seinen Hof

11 **KURTS MITTEILUNG**
Unser Autor fordert: Die EM muss ausfallen!

12 **SPORTSGEIST IM BLUT**
Wie Menstruieren im Leistungssport tabuisiert wird

16 **ALLES FÜR DIE TONNE**
Heiko Jäger befreit Dortmund von Müll

20 **APPLAUS BLEIBT AUS**
Wanderzirkus Verona steckt wegen Corona fest

25 **SAG MAL, DOC ...?**
Warum stottern Menschen?

26 **NATURSCHUTZ IST GESUND**
Unser Lebensstil begünstigt Pandemien – es reicht

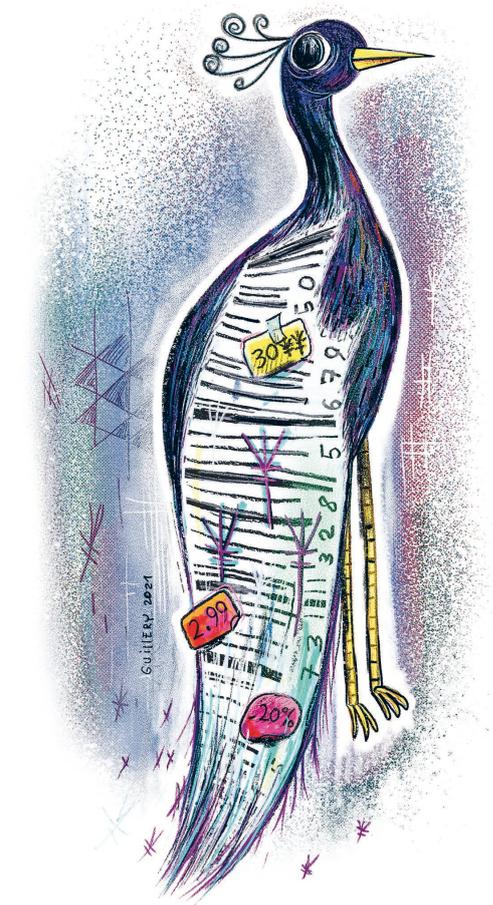
31 **KURTS ARBEIT**
Test, Test, Test: Jobben im Corona-Testzentrum

32 **FÜR DIE FAMILIE**
Über den Zwiespalt von Studium und familiärer Pflege

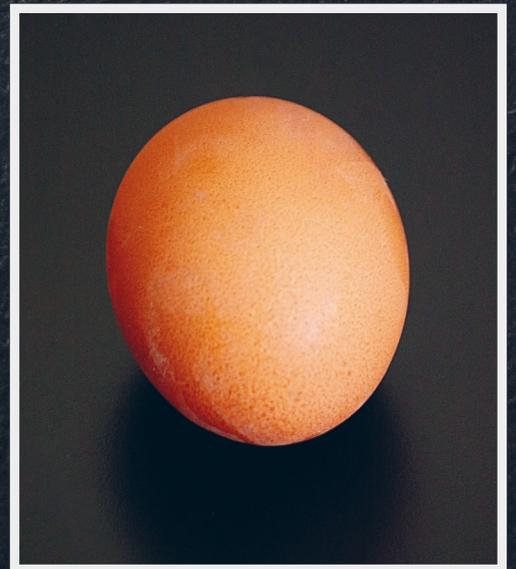
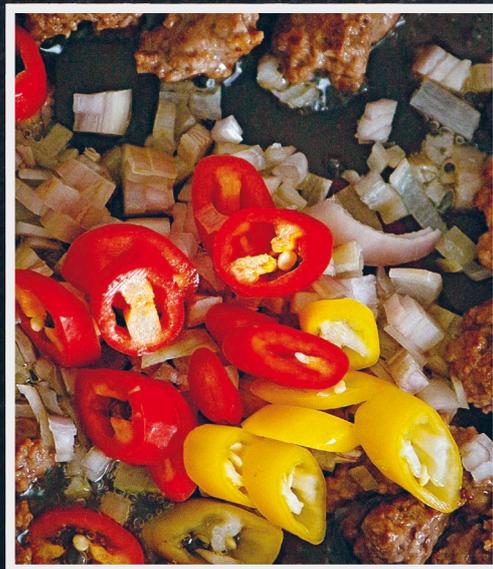
37 **KURT DAHEIM**
Football's coming home

38 **KURTS TRIP**
Eet smakelijk: Holland im Kühlschrank

39 **IMPRESSUM**
Wer was wann wie gemacht hat und Rätsel



Studenten futtern





Ihr kulinarisches Himmelreich öffnet die Mensa seit Beginn der Pandemie nur selten. Viele Studierende stehen selbst am Herd. Gegenüber Hähnchen Piccata Milanese und drei Beilagen nach Wahl muss das kein Nachteil sein. Impressionen aus einer Studentenküche.

FOTOBASTIAN GERLING

BAUER SUCHT DROHNE

Landwirt Jonas Thiel hat genug von einer traditionellen Arbeitsweise. Die Felder mit Augenmaß zu düngen, gehört für den 28-Jährigen der Vergangenheit an. Auf seinem Hof soll alles digitaler werden. Die Geschichte einer modernen Bauernrevolution.

TEXT LEON VUCEMILOVIC FOTO MAGNUS TERHORST

Ein leises Surren übertönt das Rauschen der Autos. Obwohl das Feld direkt an einer Schnellstraße liegt, ist die Drohne deutlich zu hören. Das Geräusch wird langsam lauter. Schließlich hebt der x-förmige Flugroboter ab und steigt mit rasanter Geschwindigkeit in die Höhe. An seiner Unterseite blinken Kameras und Lampen: Rot, Grün, Rot, Grün. Nach wenigen Sekunden hat die Drohne ihre angepeilte Position in 50 Meter Höhe erreicht. Sie verharrt einen kurzen Moment, dann steuert sie auf den Rand des Ackers zu. Von dort aus fliegt sie das Feld entlang dessen äußerer Kante ab. „Ich bin jedes Mal wieder ein bisschen fasziniert“, sagt Jonas Thiel und blickt der Drohne nachdenklich hinterher.

Jonas ist Landwirt. Das heißt nicht, dass auf seinem Hof der Traktor das modernste Gerät ist. Im Gegenteil: Jonas will den Beruf digitalisieren. Dazu setzt er moderne Technik wie die Drohne ein, die in großen Teilen der Branche noch keine Rolle spielt. Das Digitalisierungsziel verfolgt er, seit er 2017 auf dem Hof seines Vaters in Kamen angefangen hat zu arbeiten. Obwohl der Schritt in den väterlichen Betrieb nach seinem abgeschlossenen Studium der Agrarwirtschaft nahelag, war er nicht

geplant. „Eigentlich wollte ich mal Lehrer werden“, erzählt Jonas mit einem Augenzwinkern. Später hat er sich dann für die Agrarwirtschaft entschieden. Der Entschluss, in den Hof einzusteigen, reifte im Laufe seines Studiums. „Wir haben ihn auch nie in diese Richtung gedrängt“, betont Vater Wolfgang. „Er hat das aus freien Stücken gemacht. Ich fand das natürlich gut.“

FRÜH IN DIE SELBSTSTÄNDIGKEIT

Vergangenen Sommer hat Jonas den Hof dann komplett von seinem Vater übernommen. Im Alter von nur 28 Jahren leitet er jetzt den Betrieb, der am Stadtrand Kamens von Feldern umgeben liegt. Lediglich vier Prozent der Landwirt*innen in der Bundesrepublik sind unter 35 Jahre alt, wie das Marktforschungsinstitut AgriDirect Deutschland ermittelt hat. Jonas' Vater ist nach eigenen Angaben nur noch als mitarbeitendes Familienmitglied tätig und verfolgt, wie sein Betrieb modernisiert wird. Dazu setzt sein Sohn auf neueste Technologien, die er in seinem Studium kennengelernt hat. Speziell angefertigte Karten ersetzen das Augenmaß, interaktive Programme analysieren den Einsatz jedes Rohstoffs.





Technische Unterstützung:
Jonas' Bekannter Philip Deblon
fliegt die Drohne, die für den
jungen Landwirt so wichtig ist.



Hilft, die Arbeit auf dem Feld optimal zu planen: Philip hat auf Basis der Drohnenbilder eine Karte erstellt.

Inzwischen zieht die Drohne über dem Feld ihre Kreise. Jonas' Bekannter Philip Deblon steht heute mit auf dem Feld. Die beiden haben zusammen studiert und Philip hat sich auf den Umgang mit Drohnen spezialisiert. Gemeinsam beugen Philip und Jonas sich über die Fernbedienung. Sie ist fast so groß wie die Drohne selbst. Über den zwei Steuerknüppeln ist eine Art Tablet angebracht. „Hier können wir die Flugbahn überwachen“, erklärt Philip. Der Feldabschnitt, den das Gerät überfliegt, ist klar erkennbar. Systematisch zieht es mehrere Bahnen über die kleinen Rapspflanzen. „Die Strecke habe ich vorher programmiert“, sagt Philip. „Ich muss jetzt nur dabei bleiben und schauen, dass alles glatt geht.“

NICHTS DEM ZUFALL ÜBERLASSEN

Die Drohne nimmt in kurzen Abständen Bilder auf. Jonas öffnet auf seinem Tablet eine Karte, die Philip auf Basis solcher Bilder erstellt hat. „Das ist eine Vegetationskarte.“ Er deutet auf die roten Stellen. Dort befinden sich vergleichsweise wenige Pflanzen. Die grünen Stellen sind dichter bewachsen. Routiniert wechselt er zwischen den verschiedenen Ansichten hin und her. Eine zeigt an, wie viel Düngemittel das Programm für jeden Teil des Feldes errechnet hat. Die Stellen, die weniger dicht bewachsen sind, werden dunkler. „Da würde das Programm jetzt am meisten düngen.“ Das ist eine der möglichen Anwendungen solcher Karten, die Jonas in letzter Zeit immer regel-

mäßiger zu Rate zieht. Er kann diese Karte jetzt in sein digitales System eingliedern. Dort ist auch sein Düngerstreuer integriert. Dieser wertet die Karte aus und streut punktgenau die richtige Düngermenge auf jeden Abschnitt des Feldes, damit es am Ende gleichmäßig bewachsen ist. „Diese Technik erleichtert mir schon einiges“, sagt er. „Es wird genauer gearbeitet und es hängt weniger vom Menschen ab.“ Früher musste er seinen Traktor und seine Pflanzenspritze steuern und gleichzeitig abschätzen, wo wie viel Dünger nötig ist. Jetzt kann er sich aufs Fahren konzentrieren.

„Natürlich kann ich da auch manuell eingreifen, wenn es nötig ist“, sagt Jonas. „Wenn zum Beispiel ein Schatten auf dem Feld ist, kann das die Karte verzerren.“ Er beugt sich wieder über sein Tablet und markiert einen Randstreifen. „Hier fällt immer der Schatten vom Wald drauf. Da ist naturgemäß weniger Vegetation.“ Er trägt für die Stelle eine geringere Düngermenge in das System ein. Sofort wird die entsprechende Stelle weiß. „Wenn da hinterher keine Sonne draufscheint, bringt mich der Dünger auch nicht weiter.“

Die Drohne ist nur eins von vielen digitalen Hilfsmitteln, die Jonas Thiel einsetzt. Schon kurz nach der Übernahme des Hofes ist ihm klar geworden, dass er etwas verändern möchte. „Ich habe im Studium die neueste Technologie kennengelernt“, sagt er. „Die wollte ich hier integrieren.“ Nachdem er 2016 sein Masterstudium an der Fachhochschule

Südwestfalen beendet hatte, hat er ein Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter dort gearbeitet. Mit seiner ehemaligen Wirkungsstätte kam die Idee zustande, Möglichkeiten zu erforschen, wie sich ein Hof digitalisieren lässt.

IMMER MEHR HÖFE WOLLEN DIGITALER WERDEN

39 Prozent der Landwirt*innen setzen zwar auf Hightech-Maschinen. Spezielle Techniken wie Drohnen oder Melkroboter kommen aber nur bei zehn Prozent zum Einsatz. Manchen ist die Technik schlichtweg zu teuer. Mehr als 4000 Euro kann allein die Sensorik einer Drohne kosten. Einer Studie des Deutschen Bauernverbands zufolge planen jedoch 30 Prozent aller Höfe, in diesen Bereich einzusteigen.

In Kooperation mit der Fachhochschule probiert Jonas jetzt verschiedene Systeme auf seinem Hof aus. Gemeinsam möchten sie herausfinden, welche davon sich am besten eignen, um die Arbeit der Landwirt*innen zu digitalisieren. Dafür verwendet Jonas mehrere Programme, die seine Aktivitäten dokumentieren. Die Farm-Management-Systeme sind auch der Kern seiner Forschung. „Die zeichnen alles auf. Wann ich wo wie lange und mit welchem Fahrzeug gearbeitet habe und wie viel Sprit und Dünger ich dabei verbraucht habe.“ Auf diese Weise kann er Schwachstellen im System erkennen. „Zum Beispiel habe ich gemerkt, dass die Fahrt zu einem gepachteten Feld total viel Sprit kostet und auch lange dauert. Das war mir vor-

Der Innenraum von Jonas' Traktor sieht mit den vielen Bildschirmen beinahe aus wie ein Cockpit.

her gar nicht so klar.“ Nachdem er Kosten und Nutzen gegeneinander abgewogen hatte, entschied er sich dafür, das Feld weiter zu bestellen. Das Projekt mit der Fachhochschule Südwestfalen läuft noch bis November. Die Kosten für die Gerätschaften teilen sich Jonas und die Fachhochschule, einen Teil übernimmt auch das Land NRW.

Dass bisher erst wenige Höfe voll auf Digitalisierung setzen, hängt laut Jonas auch mit dem Aufwand zusammen. Bevor die Programme tatsächlich Nutzen stiften, müssen Landwirt*innen sämtliche Daten des Hofes einpflegen. „Welche Fahrzeuge habe ich, wer fährt damit, welchen Dünger setze ich ein, was kostet mein Sprit, solche Angaben“, sagt er. „Mit unseren 25 Maschinen war das schon ein enormer Aufwand. Außerdem müssen die Daten ständig gepflegt werden. Wir hoffen, dass sich das am Ende auszahlt.“

Neben seiner Forschung setzt Jonas noch andere digitale Kunstgriffe ein. So rüstet er jedes Fahrzeug mit Lenkautomatik nach. „Die fahren dann quasi alleine“, sagt er. Inzwischen hat es angefangen, leicht zu regnen und Jonas ist in seinen geräumigen Fahrzeugschuppen gegangen. Er zeichnet eine Spur in den Staub auf einer Oberfläche seines Mähdreschers. Es ist eine Art eckige Spirale, die er von außen nach innen zeichnet. Sie ist nahezu quadratisch. Eine solche Zeichnung erstellt Jonas vor jeder Fahrt auf seinem Tablet: Sie zeigt die Route, die er mit dem Mähdrescher nimmt. „Ich selbst muss nur am Ende der Fahrt wie-





Wolfgang Thiel (links) steht der neuen Technik skeptischer gegenüber als sein Sohn Jonas. Trotzdem lässt er ihm freie Hand.

der wach werden, damit ich nicht in den Graben fahre“, erklärt Jonas und lacht.

Während er in der neuen Technik vor allem eine Chance sieht, steht sein Vater dem Ganzen skeptischer gegenüber. „Ich glaube, dass da vieles überbewertet wird“, erklärt Thiel Senior ruhig. „Als Landwirt sehe ich mit dem Auge, ob da etwas wächst oder nicht. Da brauche ich so eine Technik nicht.“ Trotzdem lässt er seinem Sohn freie Hand und relativiert seine Aussage: „Es gibt immer neue Dinge. Man kann nicht nur in dem Alteingefahrenen bleiben.“ Er findet es sogar richtig, dass sein Sohn neue Technologien ausprobiert. „Dafür sind die jungen Leute eher da als ich. Und solange es Vorteile bringt, habe ich erst recht nichts dagegen.“

Jonas war damals über die Offenheit seines Vaters verwundert, als er die Modernisierung des Hofes angehen wollte. „Der hat überraschend schnell ja gesagt.“ Heute finden beide an vielen Programmen gemeinsam Gefallen. Jonas öffnet noch einmal das Programm, das die Fahrspur jedes Fahrzeugs anzeigt. Nach kurzem Suchen zeigt das Tablet

eine Karte mit der Strecke an, die er heute Morgen zurückgelegt hat, als er sein Korn zur Mühle gefahren hat. „Das geht übrigens auch in Echtzeit“, erklärt er. „Wenn mein Vater auf mich wartet, kann er sich einloggen und sieht, wo ich bin. Da kann keiner unbemerkt eine Pause an der Pommesbude machen.“ Der größte Vorteil dieser Technik liege in der besseren Abstimmung. „Wir können viel flexibler agieren. Man weiß genau, was der andere macht. Das ist perfekt, keiner muss mehr anrufen.“

REFORM IST EIN MARATHON – KEIN SPRINT

Trotz seiner Begeisterung sieht Jonas Risiken in der Digitalisierung seines Hofes. Neben dem enormen Aufwand zu Beginn, als er die Daten eingepflegt hat, ist ihm besonders die Sicherheit seiner Daten wichtig. „Als wir uns das erste Mal damit beschäftigt haben, war schon die Frage: Was gebe ich da jetzt alles ein?“, sagt er nach einigem Nachdenken. „Aber dann denkst du daran, dass du ja auch Online-Banking machst. Wir hoffen einfach, dass alles sicher ist.“

Es hat aufgehört zu regnen. Jonas klettert in die Fahrerkabine eines Traktors. Mit insgesamt sechs Bildschirmen sieht sie eher wie ein Cockpit aus. „Das ist schon etwas voll hier oben“, sagt er grinsend. Als er den Motor startet, gibt dieser ein lautes Dröhnen ab und schwarzer Rauch steigt aus dem Auspuff. Langsam setzt sich das Fahrzeug in Bewegung.

Erst als Jonas den Traktor rückwärts aus dem Schuppen gesteuert hat, wird ein Teil sichtbar, das vorne am Fahrzeug angebracht ist. Zwei hohe, nach außen gebogene Stangen ragen empor. Daran befinden sich nach unten gerichtete Lampen und Öffnungen. „Das ist unsere neueste Errungenschaft“, sagt Jonas. „Eine Sensortechnik, die in Echtzeit die Pflanzendichte auf unseren Feldern aufzeichnet.“ Die Technologie hat also dasselbe Ziel wie die Drohne. „Auch das gehört zur Forschung“, sagt Jonas. „Herauszufinden, welches System sich am besten eignet.“

Jonas Thiel hat sich viel vorgenommen mit der kompletten Digitalisierung seines Hofes, die auch viel Austausch mit der Hochschule und anderen Landwirt*innen mit sich bringt. Doch er fühlt sich der Aufgabe gewachsen. „Klar, wenn an einem vermeintlich ruhigen Tag 20 Mal das Telefon klingelt, denke ich mir schon, lasst mich doch alle in Ruhe.“ Aber er könne sich nach wie vor auf seine Familie verlassen, sagt er. „Mein Vater hilft ja noch mit, meine Freunde kommen mir mit Terminen entgegen, wenn ich mal eine stressige Zeit habe. Mein Bruder hilft auch noch, wenn er kann.“

Jonas macht einen zufriedenen Eindruck. „Wir können uns generell nicht beschweren“, sagt er schließlich nachdenklich. „Der Frühling war nur zu kalt.“ Er beugt sich wieder über sein Tablet. Auch dazu, wie sehr seine Pflanzen unter dem kalten Wetter gelitten haben, kann er eine passende Karte zeigen. Er wischt hin und her. Plötzlich hebt er sein Tablet hoch und schüttelt es energisch. „Ich hoffe sehr, dass vieles analog bleibt“, sagt er in genervtem Tonfall. Sein Tablet hat sich aufgehängt.

Runter vom Platz!

In jedem Heft schreiben wir eine Mail – dieses Mal an UEFA-Chef Aleksander Čeferin. Sein Verband organisiert die Fußball-Europameisterschaft in diesem Jahr. Viele Spieler halten sich nicht an die Corona-Regeln. Unser Autor fordert deshalb: Die EM muss ausfallen.

TEXT DANIEL BROCKE

Neue Nachricht: Sagen Sie die EM ab! _ □ ×

Von: Daniel Brocke An: Aleksander Čeferin

Betreff: Sagen Sie die EM ab!

Sehr geehrter Herr Čeferin,

wer auf Bewährung ist, muss sich benehmen. Wer das nicht schafft, wird bestraft. So gilt es vor Gericht, scheinbar aber nicht im Profifußball. In den vergangenen Monaten haben viele Fußballprofis gezeigt, dass sie sich nicht an ihre Bewährungsaufgaben halten wollen: Regelmäßig haben sie gegen Corona-Regeln verstoßen. Es ist Zeit zu handeln, Herr Čeferin: Sagen Sie die Europameisterschaft ab!

Gegen Ende des ersten Lockdowns hier in Deutschland hat der Vorsitzende der Deutschen Fußball Liga, Christian Seifert, gesagt: „Jedem muss klar sein, dass wir auf Bewährung spielen. Ich erwarte von jedem Einzelnen, dass er der Verantwortung gerecht wird.“ Wie verantwortungslos sich viele Spieler jedoch verhalten, hat zum Beispiel Breel Embolo aus der Schweizer Nationalmannschaft gezeigt. Im Januar soll er mit 22 anderen Personen auf einer illegalen Party in Essen gewesen sein. BVB-Spieler Jadon Sancho feierte mit seinen Nationalmannschaftskollegen Tammy Abraham und Ben Chilwell im Oktober eine Party. Im Sommer soll er bei der EM für England antreten. Im Gegensatz zu Embolo, den die Party 8400 Euro Strafe kostete, musste Sancho nichts zahlen. Damit nicht genug: Ozan Kabak aus der türkischen Nationalmannschaft spuckte im September im Spiel seiner Mannschaft, dem FC Schalke 04, auf Werder Bremens Ludwig Augustinsson. Das hat Kabak 15.000 Euro Bußgeld gekostet, außerdem wurde er für fünf Spiele gesperrt – zu wenig für jemanden, der Millionen Euro verdient und sich so danebenbenimmt.

Das sind nur drei von vielen Beispielen. Immer wieder zeigen Spieler, dass sie sich nicht bewähren wollen. Es braucht härtere Konsequenzen. Fußballer sind schließlich Vorbilder! Vor allem junge Menschen könnten sich ein Beispiel an ihrem Verhalten nehmen, besonders, wenn es nicht angemessen sanktioniert wird. Eine Studie der EBS Universität für Wirtschaft und Recht bestätigt das: Im Auftrag des DFB befragten die Forscher*innen 3000 Teilnehmende. Für 68 Prozent der Befragten sind Fußballspieler Vorbilder für die Gesellschaft und für 40 Prozent sogar persönliche Vorbilder.

Die Menschheit durchlebt eine Pandemie. Fast jede*r kämpft mit Einschränkungen im Privatleben und bei der Arbeit – und jede*r muss sich an die Regeln halten. Und ausgerechnet diejenigen, die es nicht tun, sollen wir im Sommer bejubeln? Das klingt wie ein schlechter Witz! Herr Čeferin, jetzt können Sie ein Zeichen setzen und zeigen, dass die UEFA ein Verband ist, dem solidarisches Verhalten wichtig ist. Die Spieler haben gegen ihre Bewährungsaufgaben verstoßen. Bestrafen Sie sie – und zwar so, dass es wehtut. Nehmen Sie ihnen ihre Bühne!

Mit freundlichen Grüßen
Daniel Brocke

Senden

ROTE KARTE

Die Menstruation ist etwas völlig Normales. Doch im Leistungssport ist das Thema immer noch tabu. Dabei können Sportlerinnen die Menstruation zu ihrem Vorteil nutzen – indem sie sie in den Trainingsplan einbauen.

TEXT SOPHIE DISSEMOND FOTO MICHAEL SCHWITTEY & DETLEV SEYB ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN



Aufgeregt ist Leonie Neuhaus, als sie am Abend in Trakai, Litauen, in ihr Hotelzimmer zurückkehrt. Nicht nur, weil morgen das Finale ansteht, sondern vor allem, weil ihre Menstruation immer noch nicht eingesetzt hat. Es ist das Jahr 2014, Leonie ist damals 18 Jahre alt, Leistungsruderin im Leichtgewicht und seit einigen Tagen überfällig. „Ich hatte keine Angst, schwanger zu sein, aber meine Periode zeigt mir einfach, dass es mir gesundheitlich gut geht“, sagt Leonie heute dazu. Beim Wettkampf am nächsten Tag sei sie sehr nervös gewesen. „Ich hatte das die ganze Zeit im Hinterkopf und Probleme, mich voll und ganz auf das Rennen zu konzentrieren.“ Nachdem der Wettkampf vorbei ist, bekommt Leonie ihre Menstruation. „Nur ganz leicht“, sagt sie, aber immerhin – sie ist wieder da. „Im Endeffekt wusste ich, dass es nur die Aufre-

gung war.“ Gerade bei Leichtgewichtsportlerinnen falle die Periode mal aus. Trotzdem sei es irritierend gewesen. „Als Sportler hast du keine Zeit, nervös zu sein. Du musst maximale Leistung abliefern und auch bei Schmerzen das Beste daraus machen.“

MENSTRUATION ALS TABUTHEMA

Die Menstruation ist nichts Außergewöhnliches. Die meisten Frauen haben etwa einmal im Monat ihre Periode. Doch das Normalste der Welt ist in der Gesellschaft immer noch ein Tabuthema – so auch im Leistungssport. Sportlerinnen behalten ihre Periode für sich. Viele Trainer*innen wissen nicht, wie sie mit der Menstruation umgehen sollen. Dabei könnten sie das Training ziemlich einfach an den Zyklus anpassen und so optimieren.

Ariane Baumann fühlt sich ein bisschen müder als sonst. Sie hat ihre Periode. „Hat noch jemand einen Tampon für mich?“, fragt sie in der Umkleidekabine des Blau-Weiß Köln, während sie und ihre Hockeykolleginnen sich für das Spiel fertig machen. Es herrscht ein reges Hin und Her, so schildert Ariane ihre Erinnerung. Die Spielerinnen kontrollieren, ob sie die richtigen Trikots tragen und ihre Glücksbringer dabei haben. „Es kann eben auch vorkommen, dass nochmal kurz gefragt wird, ob jemand einen Tampon hat. Die große Angst eines jeden Mädchens ist es, die eigenen vergessen zu haben“, erzählt Ariane.

Bisher sei es noch nicht vorgekommen, dass niemand einen Tampon parat hatte. Oft hätten die Spielerinnen sogar die Auswahl, welche Größe sie haben möchten. Danach ist das Thema tabu. Die Menstruation bleibt in der Umkleide-



» Ich würde mich dabei unwohl fühlen, mit meinem Trainer über Menstruation zu sprechen. «

Ariane Baumann spielt Hockey in einem Kölner Verein.

Die Sportlerinnen verschweigen sie vor dem Trainer. Sie besprechen sich und wärmen sich auf. Dann geht es los. Während Ariane auf dem Spielfeld in ihrem Element ist, vergisst sie ihre Müdigkeit. Vor lauter Adrenalin blendet sie das Ziehen im Unterleib völlig aus.

FORTBILDUNG FÜR TRAINING MIT FRAUEN

Für Dennis Drieschner ist die Menstruation kein Tabuthema. Er ist Studiengangsleiter im Diplom-Trainer-Studium an der Trainerakademie des Deutschen Olympischen Sportbundes. Dabei bereitet er angehende Trainer*innen auf ihre Arbeit vor. Außerdem ist er Ausbildungsleiter und hat jahrelange Erfahrung als Trainer auf verschiedenen Ebenen. Aus eigener Erfahrung weiß er, dass viele Trainer*innen, vor allem die männlichen, Berührungspunkte mit

dem Thema haben. Er selbst sei als Trainer im Kampfsport von Beginn an offen mit der Periode umgegangen. Die Körperlichkeit sei im Leistungssport sehr präsent. Deshalb habe er mit seinen Teams oft über Themen wie Zyklusanpassungen, Beeinflussung durch die Pille und Rückwirkungen auf das Training gesprochen. „Ich habe das Thema immer mitverfolgt und zum Beispiel diverse Fortbildungsveranstaltungen speziell fürs Training mit Mädchen und Frauen besucht“, sagt Drieschner.

Auch Ruderin Leonie hatte mal so einen Trainer. „Mein Trainer hat immer lieber mit Frauen gearbeitet. Er meinte, die könne er besser verstehen“, erzählt sie und lacht. „Er hat mir immer das Gefühl gegeben, ich könne offen mit ihm über alles sprechen.“ So wusste er beispielweise immer, wann sie ihre Periode hatte – unabhängig davon, ob sie

darüber gesprochen haben oder nicht. „Die Aufgabe des Trainers ist es auch, in die Zukunft zu planen und mitzudenken“, sagt Leonie. So hätte er zum Beispiel berücksichtigen müssen, dass sie während ihrer Menstruation durch Wassereinlagerungen meist ein Kilogramm schwerer war als sonst. In der Leichtgewichtsklasse ist das ein wichtiger Aspekt. Ihr Trainer habe ein wachsaues Auge gehabt und bei Problemen Empathie gezeigt. „Einmal hatte ich während meiner Periode ziemlich starke Gliederschmerzen, vor allem im hinteren Rücken, wie bei Nierenbeschwerden“, erzählt Leonie.

OHNE VERTRAUEN GEHT ES NICHT

Vor lauter Schmerzen habe sie das Training abbrechen müssen. Geärgert habe sie das schon. Schließlich habe sie die



Leonie (links) und ihre Mitstreiterinnen bei der U23-WM im Rudern in Bulgarien 2017

Minuten nachholen müssen. Doch ihr Trainer habe volles Verständnis für ihre Situation gehabt. „So ein Verhältnis beruht immer auf Vertrauen“, erklärt Leonie. „Bei der richtigen Vertrauensbasis kann man gut über das Thema sprechen.“

TRAINING AN ZYKLUS ANPASSEN

Das ist keine Selbstverständlichkeit. In der Trainer*innenausbildung ist das Thema Menstruation nicht vorgegeben. Wenn, dann kommt es nur im Zusammenhang mit anderen Themen auf, in der Grundausbildung beispielsweise im Themenblock Physiologie. Die Dozent*innen gehen aber nicht explizit darauf ein. „Trotzdem habe ich nie erlebt, dass es nicht offen besprochen werden kann – auch wenn es eben nicht in den Ausbildungsplänen verankert ist“, sagt Studiengangsleiter Drieschner. Dies hänge allerdings stark von den Lehrkräften und Teilnehmer*innen ab.

Die Menstruation hat wissenschaftlich gesehen keinen negativen Einfluss auf die rein physiologische Leistungsfähigkeit, sagt Professor Patrick Rene Diel von der Deutschen Sporthochschule Köln. Ganz anders sei das allerdings aus psychologischer Sicht. „Die Menstruation kann schon die Leistung beeinflussen, aber eher über die Psyche. Zum Beispiel: Wie fühle ich mich durch die Periode oder wie manage ich sie?“ Wissenschaftler*innen zeigen auch, dass Sportlerinnen ihr Training verbessern können, indem sie es an ihren Menstruationszyklus anpassen.

Der Effekt, dass der Körper Muskeln aufbaut, ist in der zweiten Zyklusphase höher. „Wenn die Sportlerin dann Krafttraining macht, wird der Muskelaufbau mehr unterstützt“, sagt Diel. Anders ist das beim Ausdauertraining. „Tatsächlich gibt es keine Indizien, dass die Trainierbarkeit der Ausdauer und die Ausdauerleistungsfähigkeit durch

den Menstruationszyklus beeinflusst werden“, sagt Diel. Zwar sei die Fettverbrennungsfähigkeit am höchsten, wenn auch der Östrogenspiegel am höchsten ist. Dies habe aber keine Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit. Allerdings müssen Sportlerinnen in der zweiten Zyklusphase vorsichtiger sein. Dann ist der Spiegel der Gestagone, der Schwangerschaftshormone, am höchsten. Diese können Einfluss auf die mechanischen Eigenschaften von Bändern und Sehnen nehmen.

SPORTLERINNEN NEHMEN RÜCKSICHT AUF EINANDER

Bei Olympiateilnehmerinnen wurde dieser Zusammenhang bereits wissenschaftlich überprüft, sagt Diel. Gerade bei Sportarten wie Hürdenlauf oder Weitsprung wird die Achillessehne extrem belastet. Diel schlägt daher vor, den Trainingsplan daran anzupassen. „Man könnte in der zweiten Zyklus-

phase zum Beispiel eher isometrisch trainieren.“ Dabei bleibt die Muskelanspannung während eines längeren Zeitraumes gleich. Dieses Training nutzt etwa die Krankengymnastik. Vermieden werden sollten exzentrische Bewegungen.

„Die Rücksichtnahme ist schon ziemlich Vereinsabhängig“, sagt Ariane. Ihren Weg zum Hockey fand sie damals in einem Essener Hockeyclub. „Da waren die Toiletten immer ziemlich weit vom Spielfeld weg. Ich fand das unfair, weil mir so bei jedem Toilettengang wertvolle Zeit genommen wurde“, beschreibt sie die Situation in ihrem alten Verein. „In Köln ist das anders. Da wird mehr Rücksicht genommen.“

Ihre Sportkolleginnen seien stets hilfsbereit, wenn es um den Austausch von Menstruationsartikeln, Tabletten oder Vitaminen geht. Nur vom Trainer, da erwarte sie keine Rücksicht. „Ich würde mich dabei unwohl fühlen, mit ihm darüber zu sprechen“, sagt Ariane. Sie kön-

ne verstehen, wenn Männer die Periode als „eklig“ betrachten würden.

Dennis Drieschner findet die Menstruation nicht eklig. Er hält sie für ein wichtiges Thema in der Kommunikation zwischen Sportlerinnen und Trainer*innen. „Als Trainer macht man sich natürlich Gedanken über die Wirksamkeit von Trainingsmaßnahmen. Da spielen auch hormonelle Vorgänge und Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit eine große Rolle.“ Gerade bei einem engen Trainingsverhältnis sei ihm ein offener Umgang wichtig. „Das kommt aber natürlich sehr auf die Sportlerin an.“

OFT ÜBERWIEGEN PSYCHISCHE AUSWIRKUNGEN

Auch eine Schwangerschaft und die Geburt eines Kindes haben unterschiedliche Auswirkungen auf die sportliche Leistungsfähigkeit von Frauen. Die britische Langstreckenläuferin Paula Radcliffe hat nicht mal ein Jahr nach der Geburt ihrer Tochter den New York Marathon

gewonnen. „Weltrekorde wurden bereits in allen Zyklusphasen aufgestellt. Viele sogar erst nach der ersten Schwangerschaft. Es gibt viele Athletinnen, die ihre maximale Leistungsfähigkeit erst nach einer Schwangerschaft erreicht haben“, sagt Professor Diel. Ein klarer Verlust der Leistungsfähigkeit ereignet sich bei den meisten Frauen jedoch mit dem Eintritt in die Wechseljahre, was mit dem dramatischen Absinken der Östrogene in dieser Lebensphase erklärt wird.

Trotzdem sind die psychologischen Faktoren nicht zu unterschätzen. „Ich fühle mich einfach kurz vor der Periode schneller angestrengt und bin träger“, erzählt Leonie. Sie sei dann viel emotionsgeladener. „Mein Boot hieß Zicke oder Giftzweig und da musste ich mir schon öfter mal anhören: Bei Leonie ist der Name wieder Programm.“ Kurz nach dem Eintritt der Menstruation fühle sie sich dann wieder viel aufgeweckter und erholter. „Am fittesten bin ich allerdings ein bis zwei Wochen nach dem Periodeneinsatz.“





JÄGER IST SAMMLER

In und um Dortmund gibt es viel zu entdecken. Leider auch viel Abfall. Blogger Heiko Jäger hat genug von den verdreckten Ecken. Mit seinem Fahrrad ist er unterwegs und sammelt Müll. Über eine Aufgabe ohne Ende.

TEXT MARTINA JACOBI FOTO JOSHUA HOVEN

Müll einsammeln ist wie den Eiffelturm zu streichen: Wenn man oben fertig ist, kann man unten wieder anfangen“, sagt Heiko Jäger. Er steht etwas abseits einer Straße an einem Weg in der Nähe des Bahnhofs Dortmund-Kirchderne. Vor ihm liegen im Gebüsch zwei ausgeweidete Waschmaschinen. Lose Schläuche hängen aus den weißen Kästen und einzelne Teile liegen drumherum. Heiko Jäger ist frustriert. Frustriert von den wilden Müllkippen und dem unerlaubt entsorgten Abfall in und um

Dortmund. Und er tut etwas dagegen: Er sammelt Müll. Seit anderthalb Jahren dokumentiert er seine Arbeit außerdem auf seinem Instagram-Profil [@feind_des_muells](#).

DIE AUSTRÜSTUNG FÄHRT IM E-BIKE MIT

Jäger ist eigentlich LKW-Fahrer. Nebenher verbringt der 39-Jährige viel Zeit auf seinem Elektro-Fahrrad, bewaffnet mit Müllzangen, -säcken und Handschuhen. Die Müllsäcke packt er

offen in die Fahrradtaschen und kann Abfall so direkt dort reinwerfen. Heute ist Jäger zwischen Dortmund-Kirchderne und dem Phönix-See unterwegs. Er folgt mal wieder seiner Mission, die eine unlösbare Aufgabe zu sein scheint – ein Mann gegen den Müll.

Von den zwei Waschmaschinen aus fährt er weiter. Immer wieder deutet Jäger auf Abfall am Wegesrand. „Es ist immer ganz interessant, wie alt die Sachen sind“, sagt er. Ein paar Tage vorher habe er eine „Nimm 2“-Tüte von 2014 ent-



deckt. „Letztens hat eine Müllsammelrin im Wald eine Coca-Cola Flasche aus den 70ern gefunden“, erzählt er.

Jäger fährt immer wieder dieselben Stellen ab. „Ich versuche, auch neue Ecken zu erkunden. Aber meistens sind es die gleichen, weil auch die gleichen wieder verschmutzt werden“, sagt er. „Auch wenn wir hier jetzt sauber machen, wird das ein Jahr oder anderthalb Jahre später wieder genauso aussehen.“ Grund genug für ihn, immer weiterzumachen. Manchmal organisiert er Müllsammelaktionen. Größere Abfallmengen oder schwere Objekte wie die Waschmaschinen meldet er der Entsorgung Dortmund GmbH (EDG) oder dem Umweltamt Dortmund.

Jäger benutzt die Dreckpetze-App der EDG. Damit kann jede*r vermüllte Stellen direkt melden. Die Meldungen sind öffentlich einzusehen. Vermerkt sind Ort und Datum; oft werden auch Fotos hochgeladen. Jäger sagt, ihn störe

es, dass die gemeldeten Stellen vielfach unaufgeräumt blieben. Oft steht in der App als Status „in Bearbeitung“ oder „Ungelöst Abgeschlossen“. Ab und zu steht im Status aber auch „Gelöst“. „Ungelöst Abgeschlossen“ werde beispielsweise angezeigt, wenn die Meldung von Stellen außerhalb des Stadtgebiets kommt, sagt EDG-Pressesprecherin Petra Hartmann. Manchmal handele es sich auch um Eigentum von Obdachlosen, das nicht entfernt werden dürfe.

VON EISTRUHEN UND ZIGARETTENAUTOMATEN

Jäger ist Abfallpate der EDG. Freiwillige Müllsammler*innen können sich dafür auf der Website des Abfallunternehmens registrieren – Müllsäcke, Handschuhe und Greifzangen für Sammelaktionen stehen dann frei zur Verfügung. Die EDG gewährleistet die Entsorgung des gesammelten Mülls über die Recyclinghöfe oder holt größere Mengen

gleich selbst ab. Jäger ist Abfallpate Nummer 165.

Der nächste Stopp ist eine Straße, an der viele LKW parken. Neben Unmengen an Müll hängt auch eine Flasche Motoröl ohne Deckel mit der Öffnung nach unten im Baum. „Da ist bestimmt unten was rausgetropft“, sagt Jäger. Gefahrgut zu finden, sei keine Seltenheit. Aber auch Gartenabfälle wie Unkraut oder geschnittene Pflanzenreste, Sperrmüll, ganze Möbel und Holzteile. „Das Außergewöhnlichste, was ich bisher hatte, war eine Langnese-Eistruhe auf dem Autobahn-Parkplatz“, sagt Jäger. Tresore, eine Geldkassette, ein Zigarettenautomat und Überreste eines Kabeldiebstahls seien ebenfalls schon unter den Fundstücken gewesen. „Nach einer gewissen Zeit hat man den Riecher dafür, wo was ist“, sagt Jäger.

Die Fundstätten sind alle in der Nähe größerer Straßen, neben LKW-Rast-



plätzen oder bei Trampelpfaden im Gebüsch. An vielen dieser Stellen kämen jeden Tag viele Menschen vorbei. „Die sehen das ja auch. Aber es wird ignoriert. Und teilweise hab‘ ich das Gefühl, dass es mit Absicht ignoriert wird.“ Nach Jägers Ansicht gibt es in der Stadt nicht zu wenige Abfalleimer, sondern einfach zu viel Müll. „Er muss halt nur dahingeworfen werden, wo er hingehört! Und man muss darüber nachdenken, Müll zu vermeiden“, sagt Jäger.

AUF PRIVATGELÄNDE IST DIE EDG MACHTLOS

Nach Angaben der EDG ist die Zahl der wilden Müllkippen in den vergangenen Jahren erkennbar angestiegen. 2019 seien es etwa 7800 Meldungen gewesen. „2020 wurden über 11.800 Meldungen von unerlaubten Abfallablagerungen registriert und wir haben von dort 1800 Tonnen Abfall abge-

holt“, so Petra Hartmann. Die Leute würden gleichgültiger mit dem öffentlichen Raum umgehen. Zum Beispiel würden Möbel bei Umzügen einfach an die Straße gestellt. „Der Trend zu einer spontanen, achtlosen Nutzung des öffentlichen Raumes an ständig wechselnden Orten setzt sich fort“, sagt Hartmann.

Die EDG gehe den Meldungen in der Regel nach, sagt Hartmann. „Wir müssen aber grundsätzlich beachten, dass wir nur dort unerlaubte Ablagerungen beseitigen können, wo wir auch zuständig sind.“ Dazu gehörten zum Beispiel öffentlich gewidmete Straßen, Gehwege oder Plätze. „Wir dürfen auf Privatgelände oder auf Geländen mit anderen Eigentümern, wie zum Beispiel der Deutschen Bahn oder DSW21, nicht tätig werden.“ Hier müsse nach einer Meldung zunächst einmal der Eigentümer ermittelt und informiert werden.

„Auf die Reaktionszeit haben wir keinen Einfluss.“

DAS UMWELTAMT LEGT SICH AUF DIE LAUER

Beim Umweltamt Dortmund treffen ebenfalls Meldungen von vermüllten Stellen ein, sagt Markus Halfmann, stellvertretender Geschäftsleiter. Das Umweltamt trete auch an private Grundstücksbesitzer heran, falls eine entsprechende Beschwerde vorliege. „Wenn die Aufforderung an einen Privaten geht, dann lassen wir uns Entsorgungsnachweise vorlegen“, so Halfmann. Und wenn die Eigentümer*innen den Müll nicht wegräumen, werde ein Ordnungswidrigkeitsverfahren eingeleitet.

Es gebe auch Ansätze, die Täter*innen zur Verantwortung zu ziehen, erklärt Halfmann. „Wir haben jetzt den Ermittlungsdienst Abfall am Start.“ Seit September



2020 seien vier Müll-Detektiv*innen und vier städtische Bedienstete im Einsatz. Die Mitarbeiter*innen suchen im Abfall nach Hinweisen wie zum Beispiel Anschriften auf Rechnungen. „Eine zweite Möglichkeit ist das Observieren, sprich: sich an besonders markanten Punkten getarnt hinzustellen und zu warten, ob da Müll insbesondere mit Fahrzeugen angeliefert wird. Dann haben wir ein Autokennzeichen.“

JE NACH VERGEHEN KANN ES TEUER WERDEN

Je nach Abfallmenge und eventuell davon ausgehenden Gefahren seien die Strafen unterschiedlich, so Halfmann. „Wiederholungstäter kriegen ‘ne höhere Strafe und ein höheres Bußgeld aufgebremmt.“ Bei einer Zigarettenkippe bekäme man ein Verwarngeld, „das kann bis 55 Euro gehen“. Unerlaubt eine Ladung Grünschnitt zu entsorgen,

koste etwa 200 Euro. Bei gefährlichem Abfall könnten es schon ein paar Tausend Euro sein. „Wir haben einen Bußgeldrahmen, den das Land den Behörden gegeben hat, der reicht bis 100.000 Euro“, erklärt Halfmann.

Jäger reichen die Strafen nicht. Für einen nachhaltigen Umgang mit Abfall müsse es eine gute Kommunikation mit den Bürger*innen geben. Als Beispiel nennt er eine wiederholt vermüllte Parkbank, die er immer wieder gemeldet habe. „Warum schickt man da nicht zu den Zeiten, wo man weiß, dass da Jugendliche sind, den Präsenzdienst oder das Ordnungsamt? Nicht, um sie zu bestrafen, sondern um mit ihnen zu reden, um zu sehen, was man machen kann.“

Mehrere offene Briefe hat Jäger an die Stadtverwaltung und Bürgermeister Thomas Westphal geschrieben. Bis jetzt

ohne Erfolg. „Ich hätte mir zumindest gewünscht, dass Herr Westphal irgendwie auf die Sachen, die ich geschrieben habe, reagiert.“ Das sei genau das Kernproblem: das Desinteresse der Leute. „Wenn die Leute nicht zuhören, dann bringt die beste Aufklärung nichts“, so Jäger. Auf Instagram seien die Reaktionen auf seine Posts positiv, aber: „Das sind auch teilweise Müllsammler, die das Gleiche machen, da befindet man sich in ‘ner Blase.“

WO EIN WILLE IST, IST AUCH EIN WEG

Zwei Wochen später steht Jäger wieder in Kirchnerne. Dieses Mal hat er eine Aktion mit mehreren Sammler*innen organisiert. Sie sind zu neun. Die zwei Waschmaschinen sind immer noch da. Auf einem Waldweg liegt eine zerbrochene Flasche. Dort, wo auch Spaziergänger*innen mit ihren Hunden entlang gehen. Kleine Scherben sind überall im Gras verteilt.

Sammeln wollen sie in einem kleinen Waldstück an der Straße. Der Bereich ist vielleicht so groß wie ein Fußballfeld. Zuerst sieht es gar nicht nach viel Beute aus. Aber am Ende hat die Gruppe in anderthalb Stunden 21 Müllsäcke gefüllt und eine LKW-Felge, einen Sessel, eine Dunstabzugshaube, Gummistiefel, einen Soft-Air-Pistolenlauf, einen Rucksack, ein Straßenschild sowie verschiedene Metallteile aus dem Unterholz befördert.

Jäger wünscht sich einen umsichtigeren Umgang mit dem eigenen Umfeld und der Natur. „Wenn zum Beispiel die großen Fast-Food-Ketten eine Plakatkampagne machen würden, dass der Müll in die Tonne gehört, das wäre doch eine Idee.“ Die Gründe sind für ihn klar: „Um Flora und Fauna zu schützen und um das Grundwasser sauber zu halten, damit da nicht so viel Mikroplastik reinkommt.“ Und um Tiere davor zu bewahren, den Müll mit Futter zu verwechseln und sich zu verletzen. „Den Willen behält man, indem man weiß, dass man was Gutes für die Umwelt getan hat“, sagt Jäger und legt die Müllzange weg. Bis zur nächsten Sammelaktion.





STEHEN GEBLIEBEN

Viele Zirkusfamilien kämpfen in der Pandemie ums Überleben. In den Unternehmen stecken Leidenschaft, Herzblut und jahrzehntelange Traditionen. Ein Besuch bei Familie Tränkler, die seit anderthalb Jahren nicht mehr auftreten kann.

TEXT CHRISTOPHER BACZYK FOTO LARA WANTIA

Vor ein paar Wochen hat Merlin der Zirkusfamilie Tränkler einen Schrecken eingejagt. Das Pony ist ausgebüxt. Vielleicht war es neugierig und hat seine Chance gewittert, die Umgebung zu erkunden. Vielleicht hat es das Fernweh gepackt. Vielleicht hat es den tristen Alltag ohne Auftritte und ohne Reisen einfach nicht mehr ausgehalten. Der Ausflug war jedoch nur von kurzer Dauer: Die Polizei fand Merlin zwei Straßen weiter und brachte ihn zurück ins Gehege. Heute steht das Pony wieder auf derselben Wiese, auf der es schon seit so vielen Wochen untergebracht ist.

Am Zaun dieser ehemaligen Pferdekoppel steht Tatjana Tränkler. Die Direktorin des Familienzirkus Verona beobachtet ihre Tiere. Es ist ein grünes, weitläufiges Gelände, auf dem die Familie in Hagen fest sitzt. Der Frühling ist da – die Bäume beginnen zu blühen, die Vögel zwitschern. Die alte Koppel, ungefähr so groß wie ein halbes Fußballfeld, ist groß genug für die Kamele, Lamas, Ponys und Ziegen der Familie. Im hinteren Teil des Hofes stehen die Reithalle mit Ställen für die Nacht und eine Manege zum Trainieren. Vor dem Gebäude grenzt Wohnwagen an Wohnwagen. Am Eingang des alten Reiterhofs steht ein Plakat mit Werbung, das

der Regen aufgeweicht hat. Der Clown darauf hält rechts und links je ein Pferd in den Händen. Das Lachen des Clowns ist nicht zu sehen. Die Familie hat es überlebt mit einem Zettel: „Zirkus in Not – bitte helfen Sie uns!“

PANDEMIE GEFÄHRDET EXISTENZ DER ZIRKUSSE

Als wir die Familie im April treffen, ist der Zirkus Verona bereits 17 Monate nicht mehr aufgetreten. Im November 2019 begann die Winterpause, dann kam die Pandemie. Normalerweise reist Tatjana Tränkler mit ihrem Ehemann, ihren Kindern und Schwiegerkindern durchs ganze Land. Alle 14 Tage geht es an einen neuen Ort. An vier Tagen in der Woche tritt die Familie auf. Die restlichen Tage nutzt sie für den Auf- und Abbau, um Werbung zu machen und zur Erholung. Das ist Tatjana Tränklers Leben seit 52 Jahren. Sie ist im Wohnwagen geboren, immer unterwegs – „ein echtes Zirkuskind“, wie sie sagt. Doch jetzt steht ihr Zirkus schon ewig still. „Es ist kein schönes Gefühl, so lange an einem Ort zu sein“, sagt sie.

Die Corona-Pandemie hat die Zirkusbranche hart getroffen. Das Reisen ist eingeschränkt. Auftritte sind nicht erlaubt. Zirkusschausteller*innen

sind mit ihren Familien, Tieren und Fahrzeugen gestrandet und auf unbestimmte Zeit arbeitslos. In Deutschland gibt es nach Schätzungen des deutschen Zirkusverbandes knapp 250 Zirkusunternehmen. „Die sind natürlich alle betroffen“, sagt Vorstandsvorsitzender Ralf Huppertz. Er hebt ihre gesellschaftliche Bedeutung hervor: „Seit über 250 Jahren gibt es in Europa Zirkusse. Sie bringen Abwechslung und Unterhaltung nicht nur in die Städte, sondern auch in ländliche und strukturschwache Regionen.“

Der Verband kümmert sich aktuell um rund 60 Zirkusunternehmen in Deutschland – Tendenz steigend. Er vermittelt Gespräche zwischen Stadtverwaltungen und den liegengebliebenen Unternehmen. Außerdem arbeitet er mit den Schaustellerverbänden und Ministerien zusammen. „Ohne diese Arbeit wären schon viele Schausteller und Zirkusunternehmen pleite“, sagt Huppertz.

EINE ACHTERBAHN DER GEFÜHLE

Familie Tränkler hat eine bewegte Zeit erlebt. Im März 2020 wollte sie nach dreimonatiger Winterpause in Essen auftreten. Dann kam die Nachricht, dass Auftritte verboten sind. „Am Anfang haben wir gedacht: Das dauert vielleicht ein bis zwei Wochen und dann ist die Sache vorbei“, erinnert sich die Zirkusdirektorin. Doch aus zwei Wochen wurde mehr als ein Jahr.

Im Sommer 2020 zog die Familie nach Hagen weiter. Als die Infektionszahlen zurückgingen, waren für eine kurze Zeit Aufführungen unter strengen Hygienevorschriften erlaubt. Der Deutsche Zirkusverband berichtet, dass die Nachfrage nach Tickets in dieser Zeit stark gestiegen sei. „Gerade in schwierigen Zeiten herrscht eine gewisse Sehnsucht nach Abwechslung und Freude“, sagt Huppertz. Doch der Zirkus Verona trat nicht auf. Es hätte sich einfach nicht gelohnt. „Wir hätten in unser kleines Zelt vielleicht zehn Personen hereinlassen dürfen. Damit hätten wir noch nicht einmal die Kosten für die



Platzmiete und die Werbung gedeckt“, sagt Tränkler.

Mittlerweile steht auch Taylo Tränkler, Tatjana Tränklers Sohn, am Rand der Wiese. Aus einer weißen Brottüte schüttet er den Kamelen etwas Müsli auf den Boden. Tränkler ist 18 Jahre alt und Juniorchef des Zirkus. Er soll das Unternehmen irgendwann übernehmen. Bis dahin unterstützt er seine Mutter so gut er kann, kümmert sich um die Tiere und hilft, die Shows vorzubereiten. Auch Taylo Tränkler ist ein Zirkuskind. „Wir sind es gewohnt, immer zu reisen. Man kann sich gar nichts anderes vorstellen, weil man so geboren ist.“

Im Winter traf die Familie ein weiterer Rückschlag. Das Tierzelt riss durch die

Schneemassen und den Eisregen ein. Die Feuerwehr und die Familie konnten das Zelt gemeinsam bergen und die Tiere retten. „Unseren Tieren ist zum Glück nichts passiert“, sagt Tatjana Tränkler. „Aber das war ein Moment, da haben wir uns gefragt: Wie geht es jetzt weiter? Die Tiere brauchen ja ein Dach über dem Kopf“, erzählt sie. Die Stadt Hagen stellte dem Zirkus schließlich den alten Reiterhof an der Humpertstraße zur Verfügung. Dort steht die Familie jetzt seit einigen Wochen.

KEINE EINNAHMEN UND HOHE KOSTEN

„Wir sind sehr froh, dass uns die Stadt Hagen geholfen hat, aber das ist ja leider keine langfristige Lösung“, sagt Tatjana

Tränkler. Die Familie brauche ein neues Tierzelt. Das koste mindestens 10.000 Euro. Doch wie soll die Familie das bezahlen, wenn sie seit Monaten keine Einnahmen hat? „Die Kosten laufen trotzdem weiter“, klagt Tränkler. Strom, Wasser, Versicherungen, Verpflegung für die Tiere und die Familie würden sie im Monat etwa 500 Euro kosten. Auf die Corona-Hilfen des Staats warte die Familie vergebens. Bereits im Frühjahr des vergangenen Jahres habe Tatjana Tränkler diese für ihr Unternehmen beantragt. Doch bis heute habe sie davon noch keinen Cent gesehen. „Wir kleinen Familienzirkusse haben es halt schwer“, sagt Tränkler und zuckt resigniert mit den Schultern.

So wie ihnen geht es vielen Zirkusfamilien. Sie warten immer noch auf das Corona-Hilfsgeld. Verbandsvorsitzender Huppertz nennt dafür strukturelle Gründe: „Ich schätze, dass circa die Hälfte der heutigen Familienunternehmen immer noch keine eigenen Grundstücke oder Winterquartiere besitzen.“ Den Zirkussen fehlt also häufig ein Hauptwohnsitz. Das führt zu organisatorischen Schwierigkeiten. Denn es ist unklar, welches Finanzamt für die Familien zuständig ist. „Sie haben oft keinen Steuerberater und durch ihr ständiges Reisen oft keine gute Schulbildung. Dadurch ist es schwierig, die entsprechenden Belege für Anträge vorzuweisen“, sagt Huppertz weiter. Deshalb seien die Zirkusse auf die Solidarität ihrer Mitmenschen angewiesen. Geld-, Futter- und Sachspenden halten die Familien irgendwie am Leben. Auch Familie Tränkler hält sich durch kleine Spenden über Wasser. „Der eine bringt mal ein paar Möhren vorbei, der andere mal etwas Heu. Wir freuen uns über jede Spende“, sagt Tatjana Tränkler.

Eine kleine Gruppe Kinder aus dem benachbarten Kindergarten betritt das Gelände des alten Reiterhofs und will sich die Tiere von Nahem anschauen. „Bei den Kamelen bitte aufpassen. Bei dem großen Mund ist die Hand schnell dazwischen“, sagt Tränkler. Sie freut sich immer, wenn Gäste an die Tierwiese kommen. Dann erinnert sie sich an

die Zeit, als ihre Familie noch auftreten konnte. An das volle Zirkuszelt. An den Applaus nach der Show, der für die Artist*innen das Wichtigste sei. An die glücklichen Kinder. „Wenn die Clowns reinkommen und ich in die strahlenden Augen der Kinder sehe, erfreut das mein Herz.“

MENSCHEN UND TIERE MÜSSEN IM TRAINING BLEIBEN

Obwohl die Familie keine Shows geben darf, hat sie viel zu tun. „Die Arbeit ist noch fast dieselbe“, sagt Tränkler. Die Familie muss ihre 13 Tiere putzen, verpflegen und trainieren, Heu holen, den Mist entsorgen und selbst trainieren. „Aber das Wichtigste fehlt uns“, sagt Tränkler. Der Auftritt – die Belohnung für die harte Arbeit am Tag, die Werbung und all die Vorbereitungen.

Taylo Tränkler, der Juniorchef des Zirkus, kramt aus einem blauen Wagen mit dem Aufdruck „Verona“ drei Tennisbälle hervor und fängt an zu jonglieren. Geschickt wirft er die Bälle von der einen Hand in die andere. Während sie einen halben Meter durch die Luft fliegen, macht er einen entspannten Eindruck, als wäre es das Einfachste auf der Welt. Neben seiner Rolle als Juniorchef tritt Tränkler als Jongleur auf. Dafür trainiert er täglich. „Ich kann jetzt nicht anderthalb Jahre gar nichts tun. Sonst verlerne ich meine ganze Nummer“, sagt er. Von klein auf hat der Artist im Zirkus mitgeholfen. Seinen Realschulabschluss hat er nebenbei an der Schule für Zirkuskinder in NRW gemacht.

Betrieben wird diese Privatschule von der Evangelischen Kirche im Rheinland.





30 Lehrer*innen betreuen mehr als 200 Zirkuskinder aus etwa 80 Unternehmen von der Grundschule bis zum Realschulabschluss. Der Unterricht findet in „rollenden Klassenzimmern“ statt. Zwei- bis dreimal die Woche reisen die Lehrer*innen den Zirkuskindern mit einem umgebauten Wohnmobil hinterher. Dazu gibt es Online-Unterricht und eigenverantwortliches Arbeiten. So werden die Kinder trotz ihrer Reisen schulisch ausgebildet. Mit verschärften Hygienekonzepten wie dem Tragen von Masken oder dem Lernen im Freien kann der Unterricht während der Corona-Pandemie weiterlaufen.

Viele Zirkuskinder haben einen ähnlichen Werdegang wie Taylo Tränkler. Sie wachsen im Zirkus auf, besuchen die Zirkusschule und sollen irgendwann das Familiengeschäft von ihren Eltern übernehmen. Doch die Pandemie macht

ihre Zukunft so unsicher wie noch nie. Bei vielen droht die Zirkuskarriere zu enden, bevor sie überhaupt richtig anfangen konnte.

WENIG HOFFNUNG, DOCH ES MUSS WEITERGEHEN

Taylo Tränkler versucht trotz allem, zuversichtlich zu bleiben. „Wenn man die ganze Zeit glaubt, das wird nichts mehr, dann hilft das auch nicht“, sagt er. „Wir können einfach nur abwarten und irgendwie durchhalten“, ergänzt seine Mutter. Denn planen kann die Familie aktuell gar nicht. „Wir wissen nicht, wo wir als nächstes hinziehen werden. Wenn man bei den Städten nachfragt, wie es im Herbst aussieht, sagen sie uns, dass sie nicht wissen, wie es weitergeht. Niemand weiß, ob wir im Herbst wieder auftreten können“, sagt die Zirkusdirektorin. Die

Familie muss mit der Unsicherheit und Ungewissheit leben.

Während Tränkler spricht, fahren die nächsten Besucher*innen auf das alte Reitgelände. Ein Mann und seine kleine Tochter haben trockenes Brot für die Tiere dabei. Tatjana Tränkler begrüßt die Gäste und bedankt sich für die Futterspende. Die Wiese, auf der die Tiere grasen, liegt etwas tiefer als die Einfahrt des Reiterhofs. Um dorthin zu kommen, müssen Besucher*innen einen kleinen, steilen Erdhang absteigen. „Schaffst du das alleine?“, will Tatjana Tränkler das kleine Mädchen fragen. Doch da ist das Kind schon mit seinem Fahrrad an ihr vorbeigerauscht und unten angekommen. „Damit könnte sie ja glatt bei euch mithelfen“, sagt der Vater und lacht. Tränkler lächelt, aber es ist ein müdes Lächeln: „Dafür müssen wir erstmal wieder auftreten dürfen.“

Warum stottern Menschen?

PROTOKOLL PAULINE JÜRGENS FOTO PRIVAT ILLUSTRATION JANIS-JULIA FINKE

Das Sprechen ist ein komplexer Vorgang. Oft fällt uns das erst auf, wenn wir vor lauter Aufregung kein Wort herausbekommen oder über die eigene Zunge stolpern. Für das Stottern sind unter anderem Auffälligkeiten in den Strukturen des Gehirns verantwortlich. Diese sorgen dafür, dass die Hirnregionen schlecht miteinander kommunizieren, die am Sprechen beteiligt sind. Dadurch sind Sprechplanung und -ausführung eingeschränkt. Während zum Beispiel eine Hirnregion noch dabei ist, einen Satz zu planen, wird bereits ein unfertiger Plan an die Hirnregion gefunkt, die dafür verantwortlich ist, den Satz auszuführen. Der Satz wird ausgesprochen, obwohl er noch nicht fertig geplant war. Damit wir flüssig sprechen, müssen Planung und Ausführung perfekt ineinandergreifen und „getimed“ sein.

Bei Kindern zeigt sich das Stottern schon früh. Sobald ein Kind zusammenhängende Sprache produziert, kann Stottern auftreten. Bei dieser Störung kann man eine deutliche genetische Veranlagung beobachten. In 70 bis 80 Prozent der Fälle wird sie vererbt. Nicht alle Menschen, die stottern, sind genetisch dazu veranlagt: Etwa 20 Prozent der Betroffenen stottern aufgrund von Umweltfaktoren.



Ziel einer Therapie ist es, die Symptome zu verhindern oder sie zu reduzieren und zu kontrollieren. Es gibt zwei Hauptrichtungen. Im „Fluency Shaping“ geht es darum, die ganze Sprechweise zu verändern, zum Beispiel durch verlangsamtes so-

wie weiches und gebundenes Sprechen. Dadurch wird die Aussprache so weit kontrolliert, dass kein Stottern mehr auftritt, solange die neue Technik angewendet wird.

In der Stottermodifikation, auch Non-Avoidance-Ansatz genannt, arbeiten Betroffene hingegen daran, das eigene Stottern anzunehmen. Indem sie es nicht unterdrücken und verstecken, fühlen sich Betroffene weniger belastet. Zusätzlich wird das Sprechen mithilfe punktuell angewandeter Techniken bewusst leichter gemacht. Eine Stottertherapie verspricht keine Heilung, da es keine Therapie gibt, die bei allen Patient*innen wirkt. Etwa 70 bis 80 Prozent der jungen Kinder verlieren das Stottern wieder – entweder durch eine Therapie unterstützt oder spontan.

Oft wird vom Sprechen auf die Intelligenz geschlossen. Das ist sehr belastend für Betroffene und kann dazu führen, dass sie sich zurückziehen und kaum noch sprechen. Sie kämpfen stark gegen das Stottern an, was es nur noch verschlimmert. Oft üben sie sprechintensive Hobbys nicht mehr aus. Viele Betroffene erzählen, dass die Schulzeit die schlimmste Zeit ihres Lebens war, weil sie gemobbt wurden. Die Medien nehmen auch eine treibende Rolle ein. Es gibt immer noch Filme, in denen unsichere, schüchterne, dümmliche Charaktere Stotterer sind. Damit werden Stereotype immer wieder aufgegriffen. Es wäre wünschenswert, dass jemand, der stottert, auch mal mutig und klug eine Clique anführt.

Dr. Julia Pape-Neumann ist Lehrlogopädin für Redeflussstörungen an der Schule für Logopädie der Uniklinik in Aachen. Sie hat unter anderem im Bereich Stottern geforscht.





GUILLET 2021

NATUR BELASSEN

Die Corona-Pandemie hat drastische Folgen für die ganze Welt. Sollte sich die Lage dank der Impfstoffe bald bessern, darf es nicht weitergehen wie zuvor. Wie wir uns mit mehr Naturschutz vor einer weiteren Pandemie schützen können – ein Essay.

TEXT DANIEL REBSTOCK ILLUSTRATION AURÉLIE GUILLERY

Mehr als ein Jahr ist es nun her, dass das neuartige Coronavirus in Deutschland ankam. Von einem Tag auf den anderen war nichts mehr so, wie es vorher war: Masken in den Gesichtern, Arbeit für viele höchstens noch im Homeoffice, Studierende sehen Kommiliton*innen und Professor*innen nur als kleine, verpixelte Vierecke in der Zoom-Konferenz zu Hause auf dem Laptop. Ausgelassene Partys und Bar-Abende wichen Skype-Calls mit Freund*innen. Ein „Jahrhundertereignis“ nannte Kanzlerin Angela Merkel die Corona-Pandemie.

Die dramatischen Folgen von Corona sind allgegenwärtig: Mehrere Millionen Infizierte und mehr als 80.000 Tote alleine in Deutschland, monatelange Lockdowns mit negativen Auswirkungen auf die Psyche, wirtschaftliche Folgen wie Kurzarbeit oder Jobverlust, die oft die ohnehin schon ärmeren Menschen in der Bevölkerung treffen. Die Liste ließe sich weiter fortsetzen.

Dabei ist die Situation in vielen Ländern noch deutlich dramatischer als in Deutschland. In Indien sterben seit Mitte April täglich Tausende Menschen

an Corona. Dort fehlen medizinische Versorgung, Plätze in Krankenhäusern und Sauerstoff, um die Erkrankten zu beatmen. In Brasilien lehnt Präsident Bolsonaro Corona-Maßnahmen weitestgehend ab. Währenddessen gehen Bilder von Massenbestattungen um die Welt, die von den mehr als 400.000 Corona-Toten in Brasilien zeugen. In vielen afrikanischen Ländern ist die Coronelage ebenfalls katastrophal. Im Gegensatz zu europäischen Ländern und den USA ist dort auch keine Besserung durch Impfungen in Sicht.

PRÄVENTION SPIELT KEINE ROLLE

In den Talkshows und Parlamenten Deutschlands streiten Politiker*innen seit März vorigen Jahres Woche für Woche über den richtigen Umgang mit der Pandemie. Häufig fahren sie dabei nur auf Sicht und ändern ihre Entscheidungen ständig. Über eine Frage spricht allerdings kaum jemand: Wie lassen sich weitere Pandemien in Zukunft verhindern?

Bei all den verschiedenen Meinungen zum Umgang mit Corona sind sich in

diesem Punkt doch sicher alle einig: Wir wollen nicht noch einmal so eine Pandemie erleben. Die Antwort auf die Frage nach der Pandemie-Prävention haben Forschende bereits gefunden. Dennoch dürften viele noch nicht von ihr gehört haben. Sie lautet: Naturschutz.

Um zu verstehen, was Naturschutz mit Pandemien zu tun hat, ist es wichtig zu begreifen, wie neue Krankheiten in der Regel entstehen. Etwa 70 Prozent der neu auftretenden Krankheiten sind Zoonosen. Das ist das Ergebnis eines Forschungsberichts der UN-Organisation IPBES (Intergovernmental Platform on Biodiversity and Ecosystem Services) aus dem Sommer 2020. Zoonosen sind Krankheiten, deren Erreger aus der Tierwelt kommen und auf den Menschen übergehen. So war es – zumindest sehr wahrscheinlich – auch bei Corona. Auch wenn der Ursprung des Virus bisher nicht zweifelsfrei geklärt werden konnte: Forschende gehen davon aus, dass er in der Tierwelt liegt – vermutlich bei Fledermäusen.

Die Bilder von chinesischen Märkten sind zu Beginn der Coronakrise um die Welt gegangen. Menschenmassen drän-



gen sich dort auf engstem Raum durch ein Labyrinth aus Käfigen. In ihnen sind auf noch engerem Raum tote und lebendige Fledermäuse, Hühner, Fische, Meeresfrüchte und Tiere, deren Namen hierzulande kaum jemand kennt, zusammengepfercht und werden zum Verkauf angeboten. Lange galt es als wahrscheinlich, dass auf einem dieser Märkte in der chinesischen Region Wuhan der Ursprung des Coronavirus liegt.

TIERE UND MENSCHEN KOMMEN SICH ZU NAHE

Mittlerweile geht die Weltgesundheitsorganisation WHO davon aus, dass der Markt nicht der Ausgangspunkt der Pandemie war. Dort soll nur eines der ersten Superspreader-Events stattgefunden haben, bei dem sich viele Menschen infiziert haben. Dennoch stehen diese Wildtiermärkte sinnbildlich für das Problem, das dem steigenden Risiko

der Verbreitung unbekannter Krankheiten zugrunde liegt. Denn nicht nur auf diesen Märkten kommen Menschen und Tiere sich sehr nahe. Der Mensch drängt die Tierwelt immer weiter zurück, indem er in die Lebensräume vordringt. Dadurch kommt es immer häufiger zum Kontakt mit bislang unbekanntem Krankheitserregern, die in Tieren schlummern. Menschen stecken sich an und können so potenziell für die nächste Pandemie sorgen.

Laut des IPBES-Berichts entstehen über 30 Prozent aller neuen Krankheiten dadurch, dass der Mensch in die Lebensräume von Tieren vordringt: So hatte das Ebolavirus seinen Ursprung ebenfalls bei Fledermäusen. Dass das Virus immer wieder von Fledermäusen auf Menschen überging, führen Forschende unter anderem auf die Jagd und den Verzehr dieser Tiere zurück. Etwa 15.000 Menschen star-

ben laut WHO bis heute an dem Ebolavirus – vorwiegend in afrikanischen Ländern. Auch der Ausbruch von Malaria ist zumindest in einigen Regionen der Welt darauf zurückzuführen, dass Menschen in Lebensräume von Tieren eingedrungen sind. Auch weniger bekannte – aber ebenfalls tödliche – Krankheiten wie das Lassafieber wurden wohl auf diese Weise auf Menschen übertragen.

LEBENSÄUERE NICHT WEITER ZERSTÖREN

Was also muss konkret passieren, damit Corona – wie Bundeskanzlerin Merkel es formuliert hat – als Jahrhundertereignis in die Geschichte eingeht und wir nicht in ein paar Jahren die nächste Pandemie erleben? In erster Linie müssen Menschen aufhören, noch weiter in Lebensräume von Tieren und Pflanzen vorzudringen. Besonders in Lebensräumen mit einer hohen Biodiversität sollten Menschen nicht eindringen. Denn je größer die Artenvielfalt eines Gebiets ist, desto vielfältiger sind auch die Krankheitserreger in dieser Region.

Zu Regionen mit einer hohen Biodiversität zählen beispielsweise tropische Urwälder wie der Amazonas-Regenwald in Brasilien. Sie sind in den vergangenen Jahren extrem geschrumpft. Die Umwelt-Initiative Global Forest Watch wertet die Größe von Waldflächen durch Satellitenbilder aus. Laut diesen Auswertungen ist der Amazonas-Regenwald 2020 um etwa 17.000 Quadratkilometer kleiner geworden – eine Fläche, die knapp viermal so groß ist wie das gesamte Ruhrgebiet. Weltweit gingen die Regenwaldflächen 2020 um 42.100 Quadratkilometer zurück. Wesentliche Schuld an diesem fatalen Rückgang der Regenwaldflächen haben die wohlhabenderen – und damit auch viele europäische – Staaten.

Für das Fleisch oder Soja auf unseren Tellern und Kaffee oder Kakao in den Tassen roden Landwirt*innen in ärmeren Regionen der Welt oftmals Regenwaldflächen. Alleine die EU-Staaten sind durch Importe von Produkten wie

Tiernahrung, Lebensmitteln und Kosmetikartikeln für 16 Prozent der jährlich gerodeten Regenwaldflächen verantwortlich. Das berichtete der WWF im April 2021. Hinweise auf den nicht nachhaltigen Ursprung der Produkte suchen Kund*innen beim Einkaufen allerdings vergeblich. So werden europäische Konsument*innen – oft ungewollt – zu Mittäter*innen bei der Rodung von Regenwaldflächen und tragen damit zu einem höheren Risiko von neuen Krankheiten bei. Importe von Waren, die zu einer Zurückdrängung der Natur beitragen, müssen also drastisch reduziert werden.

Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass alle ihre Ernährung umstellen und auf alles, was ihnen schmeckt, verzichten müssen. Tierische Produkte und andere Lebensmittel schaden nicht per se der Natur. Kritisch wird es allerdings, wenn Landwirt*innen ihre Tiere beispielsweise mit Soja füttern. Das passiert überall auf der Welt, vor allem, weil es sehr günstig ist. Für den Anbau von Soja fällen Landwirt*innen anderswo massenhaft Bäume – zum Beispiel im brasilianischen Regenwald. Es ist das Land, das am meisten Soja produziert. Etwa 75 Prozent des weltweit produzierten Sojas dienen als Futtermittel für die Landwirtschaft.

Europa sollte also konsequent Landwirtschaft fördern, die auf regionale Futterquellen setzt und nicht dazu beiträgt, dass Länder wie Brasilien ihre Wälder abholzen. Das wäre eine große Umstellung für die Landwirtschaft. Dafür hätte die EU aber genug Geld: Um die 60 Milliarden Euro gab sie in den vergangenen Jahren jährlich für die Landwirtschaft aus. Ähnlich hoch sollen die Ausgaben für Landwirt*innen auch in den nächsten Jahren bleiben. Bisher fördert die EU mit ihren Subventionen Betriebe allerdings unabhängig davon, ob sie nachhaltig wirtschaften. Ein sehr großer Teil des Geldes geht also an die sehr umweltbelastende konventionelle Landwirtschaft. Stattdessen sollte sie dieses Geld gezielt einsetzen, um für mehr Nachhaltigkeit in bäuerlichen Betrieben zu sorgen.

Dass Menschen in die Natur eindringen, liegt nicht nur an profitorientierter Landwirtschaft. Die weltweite Bevölkerungszahl ist in den vergangenen Jahrzehnten stark angestiegen und wird das wohl auch weiter tun.

ÄRMERE LÄNDER STÄRKER UNTERSTÜTZEN

Etwa zehn Milliarden Menschen werden laut Berechnungen der UN bis 2050 auf der Welt leben. Aktuell sind es knapp acht Milliarden. Je mehr Menschen es gibt, desto weniger Platz hat die Natur. Dass es in 30 Jahren rund zwei Milliarden Menschen mehr auf der Welt geben wird, liegt vor allem da-

ran, dass die Geburtenraten in ärmeren Ländern sehr hoch sind. Alleine in Afrika erwarten die UN bis 2050 1,2 Milliarden Menschen mehr. In Europa prognostizieren sie dagegen sogar einen leichten Rückgang der Bevölkerung.

Dass die Geburtenraten auf dem afrikanischen Kontinent so viel höher sind als etwa in Europa, hat mehrere Gründe. In einigen Ländern hoffen Menschen, dass sich ihre Kinder im Alter um sie kümmern. Ein weiterer Faktor kann sein, dass Menschen keinen Zugang zu Verhütungsmitteln haben. Vor allem in Ländern südlich der Sahara ist das oft ein Problem. Wären diese Länder wirtschaftlich in einer besseren Lage





und hätten mehr Menschen dort die Möglichkeit zu verhüten, würden die Geburtenraten sinken und die Weltbevölkerung damit weniger schnell wachsen. Gleichzeitig wäre das eine Entlastung für die Natur und ein großer Fortschritt für die Menschen in dieser Region – insbesondere für Frauen. Wenn Politiker*innen hierzulande es also ernst meinen mit der Pandemie-Prävention, müssen sie ärmere Länder dabei unterstützen, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern und ihrer Bevölkerung die Versorgung mit Verhütungsmitteln zu garantieren. Eine Forderung, die die UN schon seit Jahren stellen. Nicht nur, um den Menschen dort zu helfen. Sondern auch, weil es die ganze Welt betrifft, wenn die Bevölkerung so wächst, wie die UN es prognostizieren.

Außerdem müssen Regierungen die Jagd auf Wildtiere und den Handel mit ihnen kritisch betrachten. Vor allem die Jagd in unberührten Naturgebieten müssen sie strikt regulieren. Jagd und

Verzehr von wild lebenden Tieren können zu einem großen Gesundheitsrisiko werden. HIV ist beispielsweise höchstwahrscheinlich erstmals bei Menschen aufgetreten, weil sie Fleisch von kontaminierten Schimpansen gegessen haben. Weil wild lebende Tiere oft Träger von Krankheitserregern sind, müssen Jäger in Deutschland zum Beispiel Wildschweinfleisch amtlich überprüfen lassen, bevor sie es verkaufen dürfen.

NACHHALTIGKEIT ALS WIN-WIN-INVESTMENT

Aus der Perspektive eines reichen Landes wie Deutschland ist es natürlich leicht zu sagen, was zu tun wäre. In den meisten Fällen ist es hier auch einfacher umzusetzen. Deswegen sollten Länder wie Deutschland aus eigenem Interesse ärmere Länder dabei unterstützen, nachhaltiger zu produzieren und Hygienestandards bei Wildtierjagd und -handel einzuführen und das rasante Bevölkerungswachstum zu bremsen.

Dass die Wirtschaft nachhaltiger werden muss, sollte keine Neuigkeit sein. Die Folgen, die der Klimawandel jetzt schon hat und in Zukunft noch haben kann, sind schrecklich. Er stellt eine Bedrohung für die gesamte Menschheit dar. Die Corona-Pandemie hat eine weitere Folge gezeigt, die ein allzu ausbeuterischer Umgang mit unserer Natur haben kann. Viele der Maßnahmen für eine effektive Pandemie-Prävention tragen gleichzeitig zum Klimaschutz bei. Auf Nachhaltigkeit zu setzen, ist also eine „Win-win-Entscheidung“. Es wird Zeit, dass Politiker*innen langfristig denken, statt kurzfristige Entscheidungen zu treffen, wie sie es in der Corona-Politik so oft getan haben. Menschen haben die Natur nun schon lange genug für ihre Zwecke ausgebeutet. Das muss endlich ein Ende haben. Die Regierungen reicher Länder wie Deutschland, die das Problem erst erschaffen haben, sollten jetzt auch die Verantwortung übernehmen und beginnen, es zu lösen.

Stäbchen rein, Testerin sein

Laura arbeitet neben ihrem Management-Studium in einem Corona-Testzentrum in Herscheid. Für sie ist das ein Stück Normalität in der Krise. Trotz mancher Risiken kann sie sich momentan keine bessere Aufgabe vorstellen.

TEXT&FOTO ALELYNA-SOFIE DÜLGER

Laura öffnet die Türen zur Schützenhalle in Herscheid und begrüßt ihre beiden Kolleg*innen. Als erstes legt sie die Schutzkleidung an: Dazu gehören Kittel, FFP2-Maske, Gesichtsschild und Handschuhe. Dann geht sie an ihren Arbeitsplatz. Das sind zwei große Tische, die im rechten Winkel aneinander stehen. Dort ist Platz für das Material, das sie als Corona-Testerin braucht: Testkits, Stäbchen, Flüssigkeiten und Desinfektionsmittel. Auf einem der Tische bereitet die 18-Jährige immer eine Reihe an Kits vor, sodass es in Stoßzeiten einfacher und schneller geht. Bevor sie andere Leute testen kann, muss sie sich wie all ihre Kolleg*innen selbst testen. So beschreibt Laura den Beginn einer Schicht.

Laura studiert International Management im zweiten Semester an der Fachhochschule Südwestfalen in Meschede. Als sie anfang, hat sie sich nach einem Job umgeschaut. Während sie selbst online einen Termin für einen Corona-Test machen wollte, fiel ihr die Anzeige auf: Das Testzentrum suchte Personal. Laura bewarb sich und bekam den Job.

„An meinem ersten Tag zeigte mir ein erfahrener Kollege alles und erklärte mir die Abläufe mit den Kunden“, sagt Laura. Bestimmte Vorkenntnisse brauchte sie nicht. Es sei sehr leicht, in den Job reinzukommen. „Es braucht nur ein bisschen Gefühl.“

Der Job mache der Studentin Spaß: Sie wolle ihn so lange machen wie möglich. „Es tut einfach gut, rauszukommen“, sagt Laura. Sie genieße es, wieder mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, sei es auch unter diesen Bedingungen. Die Arbeitsatmosphäre sei sehr locker und freundlich. Laura arbeitet in einem sehr diversen Team: Ihre Kolleg*innen kommen aus verschiedenen Branchen und Altersgruppen. Den Anteil der Studierenden im Team schätzt sie auf ein Drittel. Mit den flexiblen Arbeitszeiten sei es ein perfekter Job für Studierende. „Für mich sind die Zeiten sogar besser, als wenn ich in der Gastro Abend- oder Wochenendschichten schieben müsste“, sagt Laura. So habe sie tagsüber einen guten Ausgleich zu digitalen Vorlesungen und Seminaren.

Mit ihrem Gehalt sei sie zufrieden: Das liegt über dem Mindestlohn, mehr möchte sie nicht verraten. Aktuell arbeitet sie zweimal pro Woche drei bis vier Stunden. Schutz vor dem Virus ist bei dieser Arbeit besonders wichtig. „Als ich mich beworben habe, haben meine Familie und ich uns überhaupt



nicht so große Gedanken über das Risiko gemacht“, sagt Laura. Als die Zahlen der Infizierten wieder anstiegen, änderte sich das: Sie fühle sich in ihrer Schutzkleidung und durch die strengen, hygienischen Maßnahmen gut geschützt; das Virus mit nach Hause zu bringen, beschäftige sie aber.

„Nach der ersten Impfung fühlte ich mich zusätzlich noch sicherer“, sagt Laura. Vielleicht der größte Bonus des Jobs: Menschen, die in Testzentren arbeiten, waren früh impfberechtigt.



FAMILY FIRST

Ali pflegt neben dem Studium seine demente Großmutter. Studierende, die wie er Angehörige betreuen, nimmt die Öffentlichkeit kaum wahr. Sie müssen die Doppelbelastung mit sich selbst ausmachen – und fühlen sich isoliert.

TEXT PAULA HAMMERSCHMIDT ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

Wochenende: das bedeutet für die meisten jungen Menschen ausschlafen, chillen und Freund*innen treffen. Ali steht fast jeden Samstag und Sonntag um sieben Uhr auf, um seine Großmutter zu pflegen. Er wäscht sie, säubert und füllt ihre Magensonde, dreht sie im Bett um und wechselt die Bettwäsche. Seine Großmutter ist auf die Hilfe des 25-Jährigen und seiner Familie angewiesen – sie ist seit seiner Kindheit dement, hatte vor vier Jahren einen Schlaganfall und ist seitdem bettlägerig. Ali heißt eigentlich anders. Weil er sehr persönliche Einblicke gewährt, möchte er hier anonym bleiben.

Wenn Ali mit der Pflege seiner Oma fertig ist, fährt er weiter zur Arbeit. Mit dem Nebenjob als Betreuungskraft in einer Demenz-WG der Diakonie finanziert er seine Wohnung und sein Studium in Paderborn. Dort studiert er seit 2014 im Bachelor Deutsch und Geschichte auf Lehramt. Seinen Abschluss macht er erst jetzt – nach Regelstudienzeit könnte bereits sein Master fertig sein. „Ich versuche, alles immer unter einen Hut zu bringen: vormittags zu Oma, nachmittags arbeiten. Das ist nicht einfach“, sagt Ali. Zeit zu lernen, Freund*innen zu treffen oder einfach mal zu entspannen, bleibt ihm am

Wochenende kaum. So wie Ali pflegen viele Menschen Angehörige. 4,1 Millionen Pflegebedürftige gab es 2019 in Deutschland laut Statistischem Bundesamt. 80 Prozent von ihnen bekommen zu Hause Hilfe von Verwandten. Die Zahl pflegebedürftiger Menschen steigt in unserer alternden Gesellschaft – von 2017 bis 2019 um 20 Prozent. Mit Fortschreiten des demografischen Wandels werden in Zukunft voraussichtlich immer mehr Menschen ein pflegebedürftiges Familienmitglied versorgen.

ÜBER PFLEGE WIRD ZU WENIG GESPROCHEN

Wie viele Studierende genau eine*n Verwandte*n pflegen, ist unklar. Sie tauchen in den Statistiken kaum auf. Pflege ist für viele Menschen noch immer ein Tabuthema. In einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage der Techniker Krankenkasse aus 2018 gaben 56 Prozent der 1007 Befragten an, noch nie mit der Familie über die eigene Pflege gesprochen zu haben. 75 Prozent sagten zudem, dass über Pflege allgemein zu wenig gesprochen werde.

Dieser Meinung ist auch Fachkrankenschwefler und Diplom-Pflegepädagoge Marcello Ciarrettino. Durch seine Ar-

beit als Berater bei dem Unternehmen WDS.care, das pflegende Familien berät und schult, weiß er: „Es gibt in Deutschland eine große Community von jungen Menschen, die ein Familienmitglied pflegen und sich völlig isoliert mit der Situation auseinandersetzen und zu recht kommen müssen.“

In Gesprächen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen erlebt Ciarrettino oft, dass diese vieles mit sich alleine ausmachen, ohne nach Unterstützung zu suchen. Zum Teil, weil sie Angst haben, die Familie könnte auseinandergerissen werden. Zum Teil, weil sie sich selbst gar nicht als pflegende Angehörige wahrnehmen: „Junge Menschen organisieren und kontrollieren oft wesentlich mehr, als dass sie körperliche Pflegeaufgaben übernehmen.“ Aber auch, wenn sie ein Betreuungs- oder Pflegedienst unterstützt, seien sie doppelt belastet.

Die Organisation sei eine der großen Herausforderungen für pflegende Familienmitglieder. „Ich muss schauen, wie ich eine Pflegekraft finde, die mir an den Tagen hilft, wo ich mir meine festen Zeiten fürs Studium einplane. Und ich muss mich darum kümmern, dass meine zu pflegende Person immer versorgt ist“, so Ciarrettino. Die Belastung

pflegender Studierender sei nicht zu unterschätzen – zumal sich viele nicht nur in einer Doppel-, sondern sogar in einer Dreifachbelastung befinden. Neben Studium und Pflegearbeit gingen viele einem Neben- oder Minijob nach, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren, sagt Ciarrettino – so wie Ali.

FÜR DIE OMA ZU HAUSE BLEIBEN

Ali versorgt seine Großmutter mit anderen Familienmitgliedern. Unter der Woche kümmert sich hauptsächlich seine Tante um die Pflege. Bei ihr lebt seine Oma. Seit 2018 fährt er regelmäßig am Wochenende nach Dortmund, um seine Tante zu entlasten.

Bei der Pflege seiner Großmutter helfen Ali die Erfahrungen aus seinem Nebenjob in einer Demenz-Wohngemeinschaft. Dort macht er Quizspiele und Rätsel mit den Bewohner*innen, hört mit ihnen Musik oder geht mit ihnen draußen spazieren. In der Pflege selbst hat er schon in Nachtschichten ausgeholfen. Den Job fing er vor einigen Jahren an, als die Demenz seiner Oma schlimmer wurde. Ali und seine Familie besuchten damals einen Kurs für pflegende Angehörige. Dadurch erfuhr er von der Stelle in der Demenz-WG. „Die Krankheit meiner Oma hat also nicht nur Leid, sondern auch etwas Positives gebracht, weil ich dadurch diesen Job gefunden habe“, sagt er.

Die fortschreitende Demenz seiner Oma mitzerleben, sei dennoch hart gewesen. An einige Erlebnisse aus seiner Jugend kann der 25-Jährige sich sehr gut erinnern: „Als ich jünger war, da waren meine Geschwister und ich alleine mit Oma zu Hause und sie hat immer versucht abzuhausen. Sie hat gar nicht mehr richtig wahrgenommen, dass wir ihre Enkel sind. Das hat mich schon geprägt.“

Weil seine Oma mehrmals weglief und nicht mehr nach Hause fand, musste ständig jemand auf sie aufpassen. Für Ali hieß das: zu Hause bleiben, auch, wenn die Nachbarskinder vor der Tür standen und mit ihm Fußball spielen wollten. Als ältester von drei Geschwistern habe er das Gefühl gehabt, eine Vorbildrolle übernehmen zu müssen. „Es war oft sehr anstrengend, sie zu beruhigen. Sie ist teilweise richtig wütend und patzig geworden.“

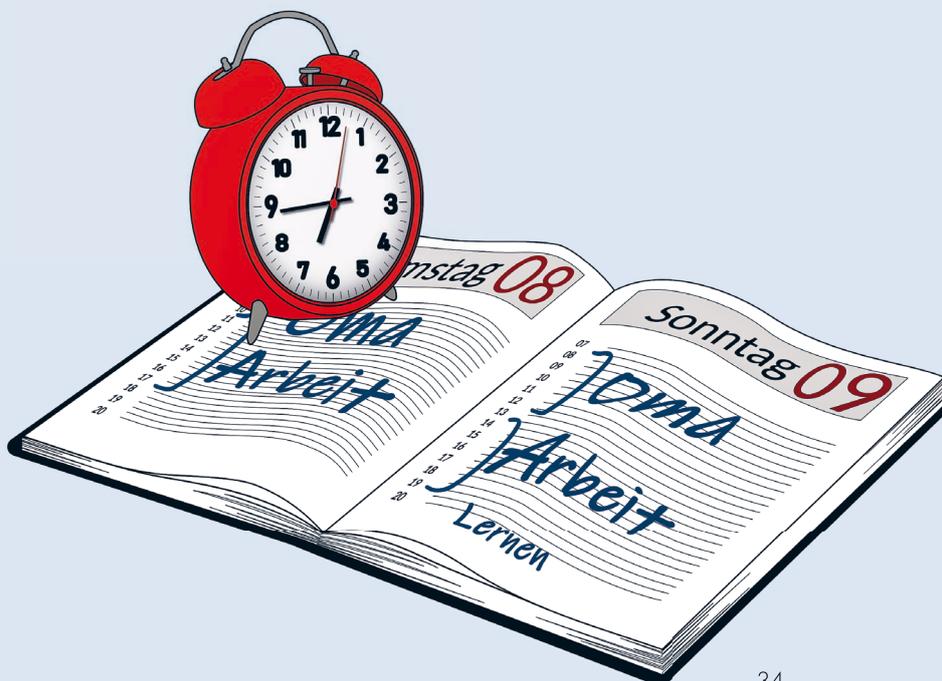
Durch die Demenz und den Schlaganfall führt Alis Oma heute ein sehr eingeschränktes Leben. Sie kann sich nicht einmal mehr mit ihrem Enkel unterhalten. Die Corona-Pandemie hat die Beziehung zusätzlich belastet. „Ich bin bei meiner Oma auf dem Schoß aufgewachsen. Jetzt kann ich ihr nicht mehr nahekommen, weil Infektionsgefahr besteht. Immer auf Abstand zu bleiben, ist nicht leicht in der eigenen Familie“, sagt Ali. Ständig macht er sich Sorgen, er oder jemand anderes könnte seine Oma un-

absichtlich anstecken. Geimpft waren beide bis Redaktionsschluss nicht.

Ali spricht selten mit seiner Familie darüber, dass seine Großmutter irgendwann sterben wird – zu emotional sei das Thema für alle, sagt er. Sein Opa weint oft und macht sich Vorwürfe, dass er seiner Frau nicht mehr helfen kann und ihre Demenz nicht früher erkannt hat. „Das ist wie so eine große schwarze Wolke, die über unserer Familie schwebt“, sagt Ali. Bei diesem Thema kommen bei ihm die Emotionen hoch. Seine Stimme ist brüchig, als er sagt: „Ich glaube, ich würde mich freuen, wenn sie ihren Kampf beendet hat. Es ist schwer, sie immer so zu sehen. Aber ich wäre auch sehr traurig; ohne sie würde ein großer Teil fehlen.“

» ES BRINGT NICHTS, DAS IN SICH HINEINZUFRESSEN «

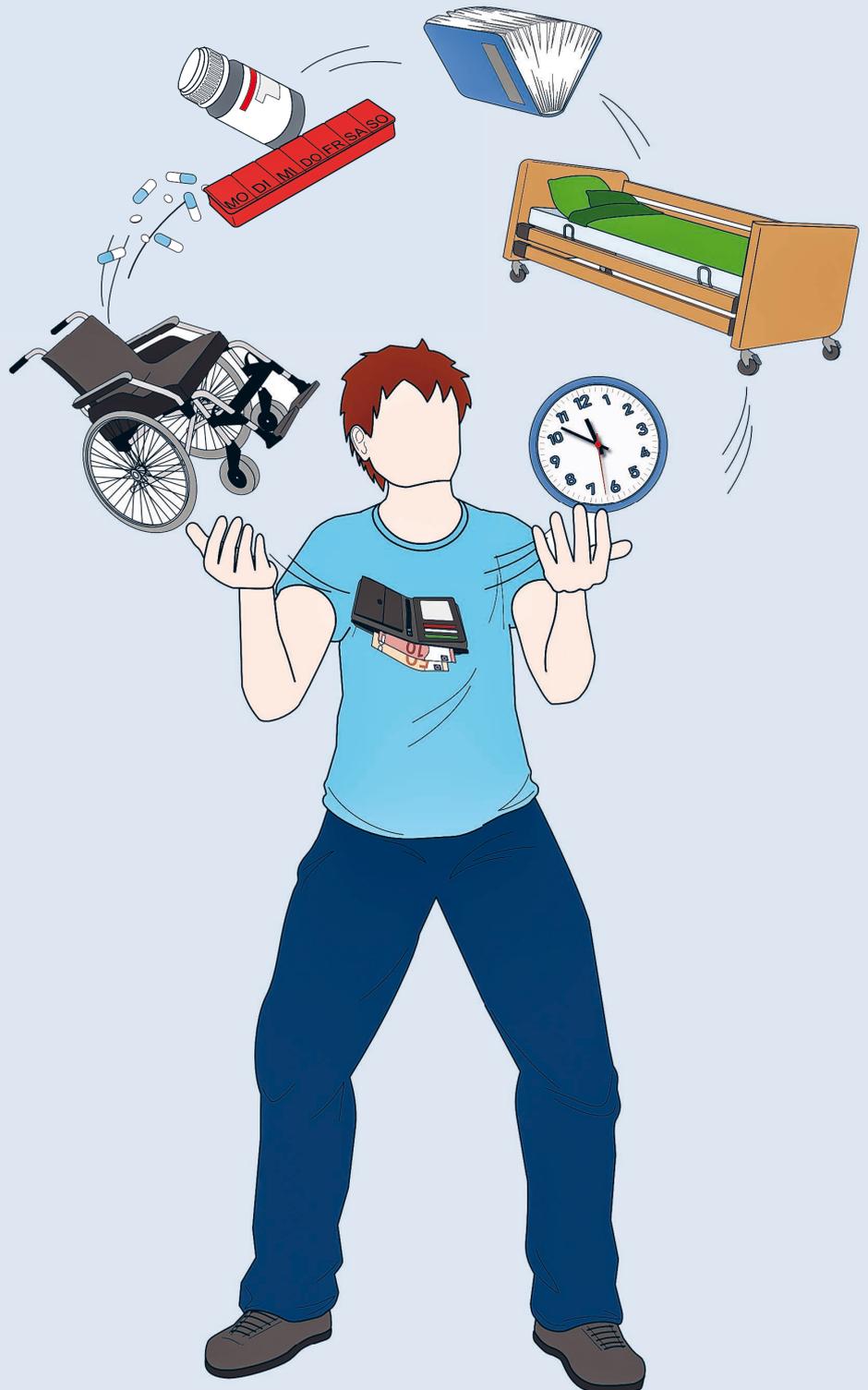
Welche emotionale Belastung die Pflege von Familienmitgliedern mit sich bringen kann, weiß Ulrike Grates. Sie arbeitet im betrieblichen Eingliederungsmanagement an der TU Dortmund. Als eines ihrer Familienmitglieder vor sechs Jahren pflegebedürftig wurde, fing sie an, sich näher mit dem Thema auseinanderzusetzen. Im vergangenen Jahr besuchte sie eine Fortbildung zur Betrieblichen Pflegelotsin, um Betroffene zu unterstützen. „Pflege kostet Zeit und viel Kraft und ist mit unheimlichen emotionalen Belastungen verbunden.



Pflegende erleben viele schöne positive Dinge, aber auch viele negative wie Traurigkeit oder auch mal Zorn“, sagt sie.

Gerade weil die Pflege so belastend sein kann, versucht Ali, viel darüber zu sprechen: „Es bringt nichts, das in sich hineinzufressen. Deswegen gehe ich lieber offen damit um und mache den Leuten gegenüber klar, in was für einer Situation ich stecke.“ Von seinen Mitstudierenden bekomme er oft Anerkennung, wenn er erzählt, dass er seine Oma pflegt und zudem noch arbeiten geht. „Ey, Respekt, dass du das alles schaffst“, hört Ali häufig. Für ihn ist es selbstverständlich, bei der Pflege seiner Oma zu helfen. „Ich würde niemals alles auf einen Teil der Familie abwälzen. Sie ist ja ein gemeinsames Familienmitglied, die Pflege muss einfach gemacht werden und da fühle ich mich verpflichtet.“ Als er selbst einmal im Krankenhaus war, habe er sich schließlich auch auf die Unterstützung seiner Familie verlassen können, sagt Ali.

„Kommunikation ist ein ganz wichtiger Schritt, um sich nicht so alleine gelassen zu fühlen“, sagt Ulrike Grates. Offen mit Dozent*innen, Lehrpersonen und Arbeitgeber*innen über das Thema zu sprechen, könne helfen, Missverständnissen vorzubeugen. „Lehrende sollten wissen, warum die Leistungen vielleicht nicht so sind, wie sie es von Studierenden erwarten, die nur einen Job oder nur das Studium machen und nicht



noch eine zusätzliche Pflegearbeit leisten“, sagt Grates.

Ali spricht auch mit Dozent*innen offen über seine Situation. „Die meisten Dozenten sagen: ‚Okay, ich verstehe das, ich bewerte Ihre Hausarbeit ein bisschen besser, weil Sie nicht so viel Zeit haben.‘ Aber ich hatte auch schon mal einen Dozenten, der gesagt hat: ‚Das ist ein Studium, das müssen Sie durchziehen, egal was für Lebensvoraussetzungen Sie gerade haben.‘“ Von diesem Kurs hat Ali sich direkt wieder abgemeldet. Wenn er mitbekommt, dass eine Lehrperson wenig verständnisvoll ist, versucht er, ihren Veranstaltungen fernzubleiben. „Es ärgert mich, wenn ich so etwas höre. Dozenten sollten Verständnis für Studierende haben, die für ihre Verwandten da sind.“

Pflegeberater Marcello Ciarrettino sieht auch Vorteile für pflegende Studierende gegenüber pflegenden Arbeitnehmer*innen: „Studenten haben mehr Variationsmöglichkeiten. Man kann sein Studium entweder verlängern oder bestimmte Vorlesungen ausfallen lassen, wenn sie nicht prüfungsrelevant sind.“ Das biete mehr Flexibilität bei der Organisation der Pflege.

Die Pflegearbeit geht in einigen Fällen zu Lasten des Studiums. Immerhin fünf Prozent der Studierenden, die ihr Studium eine Zeit lang unterbrochen haben, taten dies, weil sie Angehörige gepflegt haben. Das geht aus der 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks über die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland aus 2016 hervor – der derzeit aktuellsten Befragung zu dem Thema.

UNTERSTÜTZUNG FÜR PFLEGENDE STUDIERENDE

„Man muss sehr selbstdiszipliniert sein, um das unter einen Hut zu bekommen“, sagt Ulrike Grates. Ihrer Meinung nach unterschätzt die Gesellschaft das Thema Pflege sehr. Diese mit dem eigenen Alltag zu vereinbaren, sei ein Balanceakt. „Wer pflegt, kennt keinen Feierabend. Dabei ist es sehr wichtig, trotz allem noch auf sich selbst zu achten“, sagt Grates.

Das Thema Pflege ist in der Coronapandemie stärker in den gesellschaftlichen Fokus gerückt – sowohl durch den Mangel an Personal als auch durch das erhöhte Infektionsrisiko pflegebedürftiger und älterer Menschen. Dennoch gebe es noch immer ein großes Infor-

mationsdefizit, sagt Marcello Ciarrettino. Viele Betroffene wüssten gar nicht, welche Beratungs- und Unterstützungsangebote es gibt und wie sie Leistungen der Pflegeversicherung in Anspruch nehmen können. Pflegeberatung, Kurse für pflegende Familien, Nachbarschaftshilfe, Bewegungsförderung, Tagespflege, Entlastungsangebote – all das gibt es bereits in den meisten Städten.

Ulrike Grates wünscht sich, dass die Pflege von Angehörigen an der Universität präsenter wird. „Die Pflege eines Familienmitglieds sollte den gleichen Stellenwert in der Gesellschaft haben wie Mutterschutz oder Elternzeit“, sagt sie. Als Pflegelotsin ist Grates die erste Ansprechpartnerin für alle Hochschulangehörigen, wenn es um die Pflege von Angehörigen geht. Damit unterstützt sie den Familienservice der TU Dortmund. „Ich möchte gerne den betroffenen Menschen Mut geben, zu reden und im Dialog zu bleiben“, sagt sie.

„Mentale Unterstützung ist wichtig“, findet Ali. Mit seinen Freund*innen spricht er abends oft über die Familie und darüber, wie es ihm geht. „Dieser Rückhalt, den ich dadurch bekomme, der ist ganz entscheidend.“



Heimspiel

Fast eine neue Superliga, Geisterspiele und immer mehr Kommerzialisierung: Die Zeiten sind hart für Fußballfans. Wir geben Tipps, wie ihr euch trotz fehlender Stadionbesuche die Fußballromantik direkt in die WG holt.

TEXT TIM GEISEMANN FOTO MICHAEL HÖFKEN & MICHAEL PHILIPP BADER



TRADITION AUF DIE OHREN

Fußballpodcasts gibt es in allen Varianten. Die meisten beschäftigen sich mit dem aktuellen Geschehen. Einen anderen Ansatz hat der Podcast „Wimpeltausch“: Der Fokus liegt auf der Liebe zum Spiel. Die Produzenten sind „Alex und Micha“, bekennende Altherren-Fußballer. Der Podcast bietet alles, was Fußballnostalgiker*innen wollen: Die beiden analysieren alte Weltmeisterschaften und besprechen Momente für die Ewigkeit. Dabei schwebt der MSV Duisburg über allem. Regelmäßig sind Legenden wie Peter Neururer, Steffi Jones oder Ansgar Brinkmann zu Gast. Die Gastgeber haben die Ereignisse der vergangenen 30 Jahre miterlebt und verlieren sich in Details und den schönsten Geschichten. Den Podcast gibt es **überall, wo es Podcasts gibt**.

LEGENDÄRE SPIELE ZERLEGT

Es gibt viele Mythen über legendäre Teams im Fußball: Die Griechen haben bei der EM 2004 nur gemauert und Leicesters Meisterschaft 2016 war eine der größten Sensationen, die es je gab. Doch wie war das genau damals? Mit welcher Taktik spielten die Mannschaften und welche Schattenseiten hatten sie? Antworten auf diese Fragen gibt es in der Playlist „GOAT – Greatest of all Teams“ auf dem YouTube-Channel von OneFootball. Moderator Nico Heymer präsentiert legendäre Mannschaften, indem er ihre Geschichte einordnet und ihre Spieler und ihre Taktik analysiert. Gerade Fußballfans, die diese Zeit nicht aktiv miterlebt haben, schauen nach den Videos garantiert anders auf die legendärsten Teams.

STEILPASS RICHTUNG IRONIE

Seit mehr als einem Jahr sind Geisterspiele der Standard. Meistens schauen wir von der Couch zu – allein. Die Kommentator*innen erfinden das Kommentieren auch nicht neu und selbst beim größten Fußballfan kann ein Hauch von Langeweile aufkommen. Abhilfe schafft der **11-Freunde-Liveticker**. Bei großen Spielen und damit auch bei der anstehenden EM geben die Redakteur*innen das Geschehen nicht szenengetreu wieder, sondern auf spöttische und humorvolle Art. Sie nehmen sich dabei nicht zu ernst und greifen auch auf Memes und Videos zurück. So macht der Liveticker jedes Spiel zu einem fußballromantischen Erlebnis. Den preisgekrönten Liveticker könnt ihr auf der **11-Freunde-Website** oder in der **11-Freunde-App** lesen.

VERZWEIFELTE LIEBE ZUM SPIEL

Arnd Zeigler ist wohl einer der größten Fußballromantiker in Deutschland. Er ist Stadionsprecher bei Werder Bremen und seine Radio- und Fernsehsendung „Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs“ ist Kult. Er verkörpert den hoffnungslosen Fußball-Nerd, der keinen Bock auf die Superliga hat und alte Panini-Alben hütet. In seinem Buch „Traumfußball: Wie unser Lieblingsspiel uns allen noch mehr Spaß machen kann“ erklärt er seine Liebe zum Spiel. Alte Geschichten, Fußballweisheiten und eigene Erfahrungen mischt er mit unfassbaren Bildern und Zeitungsausschnitten. Zeigler zeigt etwa, welche Frisur Oliver Kahn wirklich mal hatte – nämlich einen Vokuhila. So nimmt der Experte die Leser*innen mit auf eine Reise, nach der sich jeder Fußballfan sehnt – im **Buchhandel für 19,95 Euro** erhältlich.



Vakantie in Dortmund

Morgens hin, über den Markt schlendern und Kibbeling essen, abends zurück. Unsere Autorin vermisst Tagesstrips nach Holland. Deshalb isst sie mit einer Freundin einen Tag lang alles, was zu einem Ausflug hinter die Grenze dazugehört – nur eben in Dortmund.

TEXT: JOSIANE SPECKENWIRTH FOTO: JANA NIEHOFF



Für einen Tag rüber nach Holland fahren, das fehlt mir richtig. Ich war meistens in Winterswijk, direkt hinter der Grenze. Von Dortmund dauert es dorthin anderthalb Stunden mit dem Auto, von mir zum nächsten Supermarkt nur fünf Minuten zu Fuß. Dort kaufe ich alles ein, was meine Freundin und ich für einen kulinarischen Tagesausflug nach Holland brauchen: von Chocomel bis Vla. Mal sehen, ob wir so das Hollandfeeling zu uns in den Pott holen können.

Es ist schon fast 13 Uhr. Erst jetzt haben wir unser Frühstück mit sehr großer Mühe auf den Tellern angerichtet. Na gut, „sehr groß“ ist wahrscheinlich übertrieben. Im Prinzip sind es Toastbrötchen mit Gouda und Hagelslag, also Schokostreuseln. Wir nehmen natürlich Vollmilkschokolade von De Ruijter. Beste! Für das gute Gewissen schneide ich Pflaumen und eine Banane auf. Denn ich ahne schon, dass der „NutriScore“ unser heutiges Essen mit dem maximal schlechten E kennzeichnen wird. Bewaffnet mit einem Tetra Pak Chocomel gehen wir nach dem Früh-

stück spazieren. Wir wollen Dortmund als Touris erkunden und nicht als Studentinnen der TU, die alle Haltestellen der U43 auswendig kennen.

Im Saarlandstraßenviertel lehnen Fahrräder an den sauberen Hauswänden, etwas weiter weg scheppern laute Technobeats. Sogar der Duft nach Marihuana liegt in der Luft. Dortmund bietet so viel Hollandfeeling! Ich überlege schon, einen Wohnwagen zwischen den grün aufblühenden Bäumen abzustellen.

Nach zwei Stunden und einem halben Liter Chocomel fällt uns auf, dass die Sonne mich gebräunt und meiner Freundin einen Sonnenbrand im Gesicht verpasst hat. Wir haben außerdem Hunger. Auf dem Westenhellweg stoßen wir auf den Imbiss Bon'n Frietjes. Ich entscheide mich schnell für die Frikandel Speciaal, dazu Frietjes mit extra Joppiesaus. *Lekker, lekker!* Dafür zahle ich gerne die 80 Cent mehr. Der Mitarbeiter würzt die Pommes und wendet sie schwungvoll in der Luft. Sein Einsatz hat sich gelohnt: Die Fritten sind knusprig, das Mengen-

verhältnis zwischen Sauce und Frikandel genau richtig, die roten Zwiebeln runden alles ab. In Holland hätten sie das nicht besser hinbekommen.

Ob ich die Pfannkuchen für unser Abendessen genauso gekonnt zubereite wie der Frittenmeister die Pommes? Leider nein, leider gar nicht. Unbeholfen kippe ich viel zu flüssigen Teig teils in die Pfanne, teils daneben – *godverdomme!* Meine ersten Versuche ähneln eher Kaiserschmarrn als Pannekoeken.

Erst nach fünf oder sechs Stück bleiben die Pfannkuchen auch nach dem Umdrehen ganz. Mit der Wärme der Abendsonne im Gesicht und einer Dose Amstel in meiner Hand schmecken sie mir besonders gut. Es ist der perfekte Abschluss eines Tages mit liebenswerten Menschen, einem Spaziergang durch sonnige Straßen und frittiertem Essen. Ganz wie in Holland – für knapp 14 Euro nur viel günstiger. Ein weiterer Vorteil unserer kulinarischen Reise: Am Abend ist der Weg in mein Bett deutlich kürzer als sonst.

Sudoku

8	1					9		
4		7		5	3			
			1		4			3
			3		1	6		
6	7						2	8
		4	6		2			
9			2		7			
			5	1		4		6
		5					7	9

	7	5	2				3	
3		4		5		9	2	
	6		3		1			
8								
7		1				6		8
								3
			6		3		4	
	9	3		4		7		2
	2				7	3	8	

	5				9			
8				1	3		6	
9		3			5			
	4	8		7				
2	9	7				5	4	1
				5		7	8	
			1			6		3
	1		4	9				8
			5				1	

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITUNG

Prof. Dr. Wiebke Möhring (Vi.S.d.P.)

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, 44227 Dortmund

REDAKTIONSLEITUNG

Julia Knübel, Sigrun Rottmann

CHEF*INNEN VOM DIENST

Janis Beenen, Viktoria Degner, Timo Halbe

TEXTREDAKTION

Jana-Sophie Brüntjen, Lena Bujak, Sven Lüüs, Lara Wantia

LAYOUT & GRAFIK

Stephan Kleiber, Svenja Kloos, Anneke Niehues, Martin Schmitz

FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Magnus Terhorst, Lara Wantia

PRODUKTION

Julius Kleiber (Aufstiegsheld),
Stephan Kleiber (Administration & Technik)

TEXTE DIESER AUSGABE

Morssal Aber, Christopher Baczyk, Daniel Brocke, Sophie Dissemmond,
Aleyna-Sofie Dülger, Tim Geisemann, Bastian Gerling, Paula
Hammerschmidt, Martina Jacobi, Pauline Jürgens, Daniel Rebstock,
Josiane Speckenwirth, Leon Vucemilovic

FOTOS DIESER AUSGABE

Daniela Arndt, Aleyna-Sofie Dülger, Bastian Gerling,
Jana Niehoff, Magnus Terhorst, Lara Wantia

ILLUSTRATIONEN DIESER AUSGABE

Janis-Julia Finke, Aurélien Guillery, Nanna Zimmermann

DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG
Feldbachacker 16
44149 Dortmund



